

24/1111

# Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

## INHALT:

Erich Winguth:  
Im Bütower Land

+

Erich Leick:  
Die Natur  
wird belauscht

+

Erich Schulze:  
Ich male Menschen

+

Hermann Glander:  
Pommersche  
Erntebraucher

+

M. Giese:  
Zwei lustig vertelltes  
aus dem  
Rügewolsche Amt

+

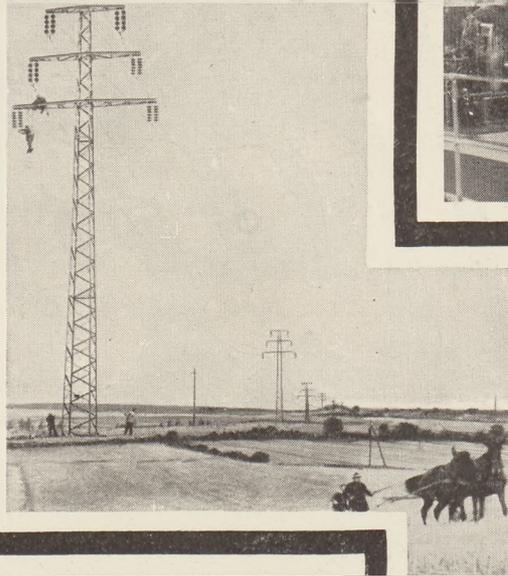
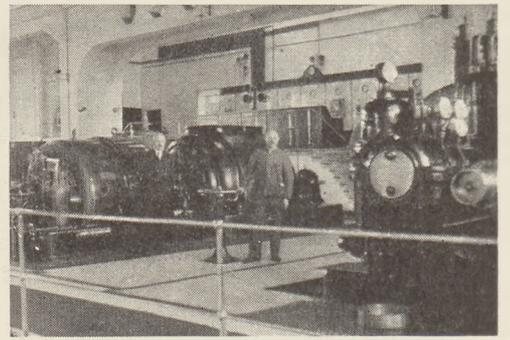
Blick in den Osten  
Roman  
Buchbesprechungen  
Rätsel

u. v. a. m.

+

STETTIN  
AUGUST 1934





**OHNE  
STREICHHÖLZER  
OHNE KOHLE!**

**OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE**  
können Sie in Ihrer Küche mit  
dem billigen, elektrischen

**HEIZSTROM**  
**MÜHELOS UND SAUBER**  
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an  
Ihren zugelassenen Installateur  
oder an die Hauptverwaltung der

# ÜBERLANDZENTRALE

**POMMERN • STETTIN** ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN  
FERNRUF 35431

STOLP	TEL: 2137
BELGARD	TEL: 60
MASSOW	TEL: 381
STRALSUND	TEL: 22 51

# Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, August 1934

Heft 7

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

ERICH WINGUTH:

## Im Bütower Land

„Ganz hinten im allerhintersten Hinterpommern...“ So beginnt der Dichter Hans Hoffmann eine seiner Novellen. Mit denselben Worten können auch wir anfangen; denn wir wollen erzählen vom Grenzlande Bütow und von seinen Bewohnern — von einem Lande, wo „Raschuben und Wölfe um die Wette heulen“, wie einst Otto von Bismarck als neugebackener Bräutigam an seine Schwester schrieb.

Aber so böse Bütows Ruf, so schön ist doch seine Landschaft! Ein Dreiklang liegt darüber: dunkle Wälder, blaue Seen und grüne Hügelketten. Hier kannst du einsam durch den verschwiegenen Tann wandern, von stillen Waldseen dein Spiegelbild ablesen und bergauf, bergab immer wieder neue Überschneidungen und neue Fernblicke in die weite, verlorene Bläue finden. Oder du wanderst im Hochsommer über die Heide zwischen dunklen Wacholdersträuchern; im leuchtenden Rosa blüht dann die Erika. Kein Mensch, kein Haus! Nur du und die Natur! Aber zur Winterszeit über verschneite Hänge geht's talwärts. Sei, wie die Bretter sausen! Doch stopp! Die Grenze ist nah und läuft verzwickt, und leicht stehst du unerwartet in Polen!

Der große Hobel der Eiszeit ging auch über das Bütower Land dahin und rastete hier für eine Weile. Da entstand das unruhige Hügelland im Norden des Kreises, wo Roggenfelder sich im Winde wiegen und weite Laubwälder ihre Kronen gen Himmel strecken. Weiter südlicher wird die Landschaft schroffer und steiniger. In langen Ketten reihen sich träumerische Seen aneinander, bis dann das Landschaftsbild wieder ruhiger und ausgeglichener wird. Helle Birkengruppen blicken neugierig über dunkle Kiefernforsten. Das Heidesandgebiet im Süden des Kreises hat dich aufgenommen.

Aber im Norden, im Urstromtal der Stolpe, dehnen sich weite Wiesen und Moore. Leise murmeln die Wasser; du wanderst mit ihnen durch schweigende Wälder...



Ordensburg Bütow: Adlerhofsturm

Fot. Ewan

Wie schön das Bütower Land, so schlecht aber sein Boden. Kennst du nicht das Scherzwort von der „halben Bütower Lerche“? Die Lerche kann nur vormittags im Lande Bütow singen. Des Nachmittags fliegt sie in den Nachbarkreis Kummelsburg. Warum? Nahrung Sorgen, mein Lieber. Die Bütower Kost reicht nicht aus. — Rau ist das Klima. Über das ganze Gebiet erstreckt sich der Landrücken und erklettert mit dem Schimmeritzberg (256 Meter) die höchste Erhebung Pommerns.

Doch du bist des Wanderns müde geworden und willst in einem richtigen Haus schlafen. Und siehe, es ist wie ein Märchen. Plötzlich ist da ein Schloß, die Ordensburg. Als Jugendherberge öffnet es jetzt dem müden Wanderer das Tor. Auf hohen Wäldern



Kirche in Stüdñitz

Fot. Ewan

steht der trutzige Bau. Aus gewaltigen Granitquadern die Mauern; darüber die Wehrgänge, aus Ziegeln erbaut. Hohe runde Türme sehen ins Abendrot. Die alten Eichen um das Schloß rauschen leise. Romantik, doch kein Uberschwang! Und doch Romantik, da tiefstes Miterleben. Es baute das Ordenschloß der Hochmeister Konrad von Jungingen, der ein Jahr nach dessen Vollendung starb. Dann kam sein Bruder Ulrich nach Bütow. Er lobte die Schulbuben, die ihm zu Ehren ein Lied gesungen, und streichelte die beiden jungen Bären, die ihm ein armer Schlucker zum Geschenk gebracht hatte. Milde teilte er seine Gaben an die Armen des Landes. Ein Jahr später lag er erschlagen auf dem Schlachtfelde bei Tannenberg...

Deutsche Bauern hatte der Ritterorden ins Land gerufen. Sie blieben, als die Schrecken und Wirren der nachfolgenden Grenzkriege das Land verheerten; sie hielten aus, bis der Große Kurfürst von Brandenburg das Bütower Land sein nannte, bis dann endlich der große Preußenkönig Friedrich neue Dörfer anlegte und frische Siedler ansetzte. So entstand um die stei-

nernen Mauern der Bütower Ordensburg ein lebendiger Wall von deutschen Bauern bis auf den heutigen Tag. Du mußt zu ihnen gehen und mit ihnen reden von ihrer schweren Arbeit. Natur und Geschichte sind mit ihren Vorfahren und mit ihnen selbst — der Versailler Vertrag liegt erst 15 Jahre zurück! — hart umgesprungen. Sie sind zäh geworden und ein wenig wortkarg. Viele haben die Bütower Heimat verlassen, in der Hoffnung, das Glück „über den Bergen, weit, weit drüben“ zu finden. Andere kamen dafür und hofften wohl, hier bald reich zu werden. Das ist nur ganz wenigen gelungen. Die Mehrzahl von ihnen zog bald wieder fort. So ist es ein ewiges Kommen und Gehen gewesen.

Nun wohnen die deutschen Bauern in Dörfern, die keine einheitliche Note tragen. Friederizianische Dorfsiedlungen kannst du im Amte Bütow nicht mehr erkennen. Sie waren zu klein, als daß die typische Siedlungsform Friedrichs, das Angerdorf, dir noch heute entgegentritt. Straßendörfer, Rundlinge, Streusiedlungen, alles durcheinander, wie es gerade kommt. Am schönsten liegen die Einzelgehöfte, unter hohe Bäume geduckt, alle an kleinen Seen, auf denen Enten und Gänse um die Wette schwimmen. Die roten Ziegeldächer der neuen Siedlungen leuchten dazwischen. Lustig anzusehen...

Ernster, fast schwermütig wirkt dagegen der kaschubische Landstrich im Süden des Kreises. Hohe Kreuzfixe grüßen dich an den Wegabgängen; Heiligenbilder, mit Feldblumen geschmückt, warten am Wege auf den frommen Vetter. Hier fügen sich die vielen Schrottholz Häuser ganz der Landschaft ein. Sieh dir einmal solch ein Holzhaus an! Roh behauene Riefernstämmen bilden die Wände. Strohdächer, durch Dachreiter oder Windklöße am First befestigt, darüber. Betrittst du das Innere, stößt du sofort auf den Rauchfang. Das ist eine Art Zentralschornstein, der den Rauch sämtlicher Öfen und Herde des Hauses verschluckt. Rechts und links von ihm liegen die engen Stuben. Hoppla! Stoß dir nicht den Kopf an den beiden Querbalken der niedrigen Decke! Unter dem einen Fenster findest du vielleicht noch einen Kasten für das Geflügel. Die Betten sind ausziehbar. Bei dem Kinderreichtum der Kaschuben hat hier niemand Anspruch auf den Alleinbesitz eines Bettes. Draußen das Stallgebäude mit dem überhängenden Dach und der mit Brettern überdeckte Backofen vervollständigen das kaschubische Gehöft.

Nicht allzu gern läßt der Kaschube sein Haus besichtigen. Er ist mißtrauisch und scheu. Gleich fürchtet er, du kämst vom Finanzamt oder Amtsgericht. Vielleicht hast du auch den „bösen Blick“ an dir. Er ist noch recht abergläubisch, sonst aber fromm. Doch trinke mit ihm ein paar Schnäpse. Die mag er leiden! Hei, wie seine dunklen Augen funkeln! Er sei ein guter Deutscher, erzählt er. „Wie steht's mit der polnischen Minderheitsschule?“ wirfst du ein. Nein, dahin hat er seine Kinder nie geschickt. Da war der Jan Bauer, der polnische Agent. Ein großer Prozeß in Stolp. Jetzt brummt der Jan im Gefängnis. Gott sei Dank, daß er fort ist. Er hat doch viel Unruhe aufgewühlt. Dann erzählt dir dein kaschubischer Bauer von seiner Arbeit. Hart, mühsam sei sie, bringe wenig ein. Die Fischerei werfe aber auch etwas ab, und die Kinder helfen mit. Sie pflücken die vielen Blaubeeren und Pilze. Aus Riefernurzeln flechten sie Körbe. Ob er

polnisch spreche, fragst du ihn. Nein, er spräche nicht polnisch, sondern kaschubisch. Manches Wort klinge wie plattdeutsch. „Hören Sie, Herr, da ist das Wort bukse, heißt Hose, und knop ist Knabe, rekerkomer heißt Räucherkerker. Polnisch heißt das ganz anders, Herr.“ Du fragst ihn weiter, ob er adlig sei. Er bejaht. Sehr, sehr viele sind es, fährt er fort, aber die meisten sind arm. Es gäbe aber auch große adlige Herren im Lande wie die Malotkis, die Jutrzenkas, die Schmudes. Sind alle gute Deutsche, standen als Offiziere an der Front. Ja, der alte General York soll auch zu ihnen gehört haben. Du verabschiedest dich von ihm. „Heil Hitler!“ — „Heil Hitler!“ ...

Du hast feststellen können: Es sind Slawen, diese kleinen, hageren Kaschuben, aber keine Polen. Der deutsche Ritterorden und Friedrich der Große haben sich ihrer angenommen und fleißige Untertanen und gute Soldaten aus ihnen gemacht. Es stimmt schon, was dir der Bauer erzählte; der „eiserne“ York von Wartenburg gehörte auch dem kaschubischen Panen- (Pan-Herr) Adel an; seine Vorfahren saßen einst in Gustkow bei Bütow und hießen Jarcken Gustkowski. Auch der heutige Staat behandelt die Kaschuben durch-

aus nicht als Untertanen zweiter Klasse. So sind sie für würdig befunden worden, ebenso Erbbauern zu werden wie die übrigen Besitzer.

In diesem Südteil des Kreises Bütow findest du zwei wunderschöne Holzkirchen. Der Alte Fritz hat den Bau unterstützt. Er wußte: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Im Grenzort Sommin, diesem Schmuckkästchen des Bütower Landes, steht die eine, die evangelische Kirche. Vorwiegend taucht ihre Barockhaube aus dem Grün der Bäume hervor. Am östlichen Dorfrande laufen deutsch-polnische Grenzsteine entlang. Nach Süden zu lehnt sich das Dörflein an einen blitzenden See, dessen größerer Teil zu Polen gehört. Ganz deutsch ist dieser Grenzort geblieben durch die Jahrhunderte hindurch. Noch heute sitzen auf denselben Höfen Bauern, deren Ahnen sie schon in den Tagen des Großen Kurfürsten im Besitz hatten. Und die andere Kirche findest du im benachbarten Stüdtnitz. Inmitten des Kirchhofes liegt diese Holzkirche, ein verbretterter Schrottholzbau mit vierkantiger Barockhaube. Das Innere bietet ein farbenprächtiges Bild: reichverzierter Barockaltar, ansprechende Formen der Kanzel. Das Äußere überrascht durch den klaren Aufbau, die Sachlichkeit und die überzeugende Zweckmäßigkeit. Nur heimisches Baumaterial ist verwandt. Formen und Baustoff sprechen hier von einer Erdgebundenheit, die wir längst vergessen hatten, zu der wir heute aber wieder zurück wollen, zurück müssen. —

Wo singt die „halbe Lerche“? Wo heulen die Wölfe und Kaschuben um die Wette? Wo stehen die Grenzsteine mit der Inschrift: Versailles, 28. 6. 1919? Wo hält noch immer die alte Ordensburg gegen Osten treue Wache? Wo gibt es Schönheiten sonder Zahl?

Im Bütower Lande!

Im

Bütower Lande!



Schrottholzstall in Sommin

Fot. Ewan

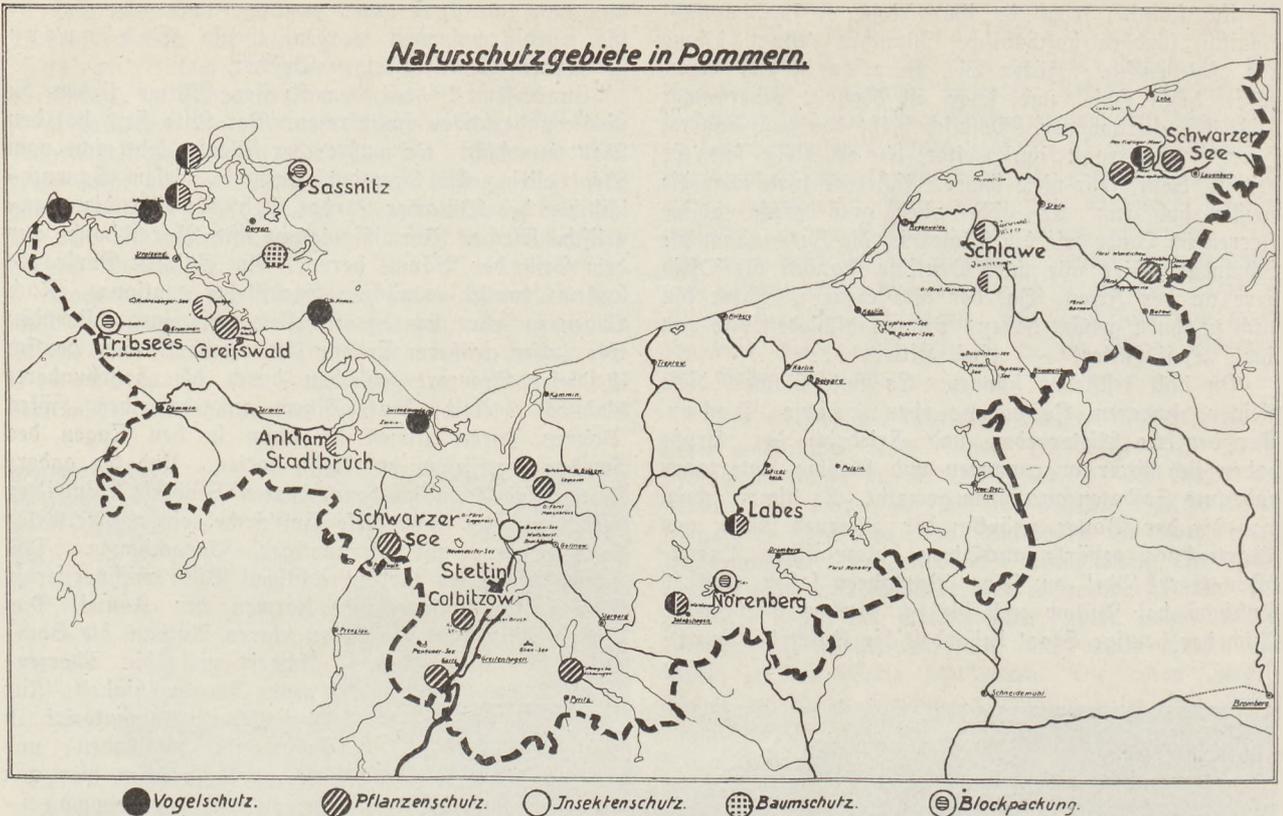
## ERNST HOLZFUSS:

### Naturschutz in Pommern

Mit der kulturellen Entwicklung der Menschheit hat sich das Bild der Landschaft im Laufe der Zeiten vielfach grundlegend geändert. In mancher Hinsicht ist es so, daß die Natur geradezu vergewaltigt wurde: Rücksichtslosigkeit, geboren aus Unverständnis, vernichtete uralte Zeugen einer früheren Pflanzen- und Tierwelt, vernichtete das, was die Natur organisch in Jahrtausenden sich bilden und heranwachsen ließ. Die letzten Reste dieser Naturdenkmäler sind jetzt unter Schutz gestellt, sind dem Zugriff der Menschen entzogen — und es ist erfreulich, daß gerade Pommern überaus reich an solchen Gebieten ist, reicher, als man allgemein annimmt.

Als Naturschutzgebiete werden die Flächen unseres Heimatbodens bezeichnet, in denen die pflanzlichen, tierischen und erdgeschichtlichen Verhältnisse möglichst unberührt bleiben sollen und die biologischen Kräfte sich frei entfalten können nach Maßgabe der den Arten innewohnenden Eigentümlichkeiten. So werden die Schutzgebiete in mehr oder weniger in die Augen springender Weise ihr Antlitz im Laufe der Zeiten ändern und den kommenden Geschlechtern lebendige Studienobjekte sein von dem ewig waltenden Schaffen der freien Natur. Ein Teil der Gebiete ist gesichert durch Erlass besonderer Schutzverordnungen, andere sind durch Beschlußfassung der Magistrate zum Schutzgebiet erklärt

## Naturschutzgebiete in Pommern.



worden, ein dritter Teil hat die Zustimmung der betreffenden Forst- und Domänenverwaltungen erhalten. Zunächst seien die

### Pflanzenschutzgebiete

betrachtet, und zwar jene der sonnigen Hügel und Abhänge in Mittelpommern, die fast der ganzen Sonnenbestrahlung ausgesetzt sind und eine Pflanzenwelt tragen, die die große Trockenheit ertragen kann und Vorrichtungen aufweist, die starke Verdunstung des aufgenommenen Wassers auf ein Mindestmaß einzuschränken. Diese Stepppflanzen oder auch pontische Pflanzen (nach dem Pontus Euxinus, wie die alten Völker das Schwarze Meer nannten), die ihr Hauptverbreitungsgebiet im südlichen Rußland und in Ungarn haben, sind höchstwahrscheinlich die Überreste und Zeugen der einstigen Steppenzeit Deutschlands. Mit ihnen vergesellschaftet wachsen auf den pontischen Hügeln und Abhängen Arten der sibirischen und Mittelmeersflora im Verein mit heimischen Pflanzen, so daß hier eine Blütenfülle anzutreffen ist, wie sonst nirgends bei uns. Die Hünenberge bei Colbitzow sind das nächstliegende Naturschutzgebiet mit Stepppflanzen. Reichhaltiger ist das Schutzgebiet der Stadt Garz nahe der Geesower Feldmark. Die langen Berge bei Stargard enthalten eine reiche Wildrosenflora, und die Vafberge nebst der Ruffenschanze bei Schöningen und der Domäne Vaf im Kreise Pyritz sind ausgezeichnet durch besondere Arten, die den vorher genannten Schutzgebieten fehlen.

Ein ganz anderes aber ebenso wichtiges Pflanzenkleid tragen die Moorschutzgebiete. Bedeutsam ist das Rieshofer Moor bei Greifswald in der Ablösung von Pflanzengesellschaften durch andere in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen. Der Schwarze See in der Oberförsterei Eggesin zeigt an seinem Rande eine Hochmoorzone mit typischen Hochmoorpflanzen, darauf folgend eine Zwischenmoor-Vegetation und anschließend

ein Niedermoor. Lewin-See und Teufels-See im Kreis Cammin mit ihren Moorgürteln sind wie das Rienbruch der Oberförsterei Jakobshagen Beispiele der Verlandungsercheinungen, des stillen, zähen Kampfes in der Natur um Raum, Licht und Daseinsbehauptung. Das Schutzgebiet der beiden Ziethen-Seen der Oberförsterei Taubenberg, im Kreise Stolp liegend, zeigt ebenfalls alle Stufen der Moorbildung, ist aber noch reichhaltig an Wasser- und Moorpflanzen, die andern Gebieten fehlen. Im Schwarzen See des Kreises Lauenburg haben wir eine interessante Landflora auf der gegen 25 Meter breiten Randzone rings um das fast rundliche Gewässer mit der pflanzengeographisch wichtigen Zwergbrombeere.

Die kaltgründigen Moore erwärmen sich im Frühjahr später als das umliegende Land, und in den Nächten sind sie stärkerer Abkühlung ausgesetzt. So weisen die Moore ein besonderes Lokalklima auf, unter dessen Einfluß die Vegetation mit Vertretern steht, die als Überbleibsel, Relikte, der kalten Nacheiszeitperiode angesprochen werden. Von den Moorpflanzen leben allerlei Insekten und deren Larven, namentlich Schmetterlinge, die vielfach auch als Eiszeitrelikte gelten. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn manche unter Schutz stehende Moore als

### Insektenschutzgebiete

geschaffen worden sind, die auch gleichzeitig dem Pflanzenschutz dienen. Ein solches ist das Sumpfwaldgebiet Wolfshorst-Ehrental, Eigentum der Stadt Stettin. Die dort festgestellten seltenen Käfer und Schmetterlinge wurden von wenig einsichtigen auerpommerschen Sammlern in größeren Mengen erbeutet und zum Tausch verwendet. Diesen Naturfreulern ist das Handwerk dadurch gelegt worden, daß das Gelände zum Naturschutzgebiet erklärt wurde. Teile des Anklamer Stadtbruchs mit seltenen Pflanzen wie Lungen-Enzian und Mehlsprimel und noch seltener vorkommenden Faltern sind laut Be-

Schluss des Magistrats Schutzflächen geworden; sie sollten von der Eindeichung des Bruches ausgeschlossen bleiben. Dasselbe war der Fall mit der Bärwinkel-Wiese am Stadtwalde in Schlame. — Im Kreise Schlame befindet sich zudem das größte Moor Schutzgebiet, das Jannewitzer Moor, das mit Zustimmung seines Besitzers, des für die Naturdenkmalpflege begeisterten Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, als Schutzfläche in seinem jetzigen Zustande zur Erhaltung der Tier- und Pflanzenwelt bestehen bleiben soll.

### Baumschutzgebiete

Stellen Teile der Insel Wilm dar. Urwaldartige Bestände sind seit vielen Jahrzehnten kaum forstlich genutzt worden; Nachwuchs entsteht von selbst. Waldriesen und sonderbare Baumgestalten neben baumartigen Weißdornen erhöhen die Eigenart des Landschaftsbildes. — Hierher zu rechnen haben wir noch den Park, der kürzlich durch den preussischen Ministerpräsidenten zum Naturschutzgebiet erhoben wurde. Alte Baumbestände von Buchen, Eichen und Kiefern sind durchsetzt von wilden Apfelbäumen; der Esau klettert an vielen Stellen bis in die Baumkronen empor, und stattliche Stechpalmen sorgen für Abwechslung im Holz. Als Großtierpark im Sinne Bengt Bergs wird der Parkwald dank der energischen Bestrebungen des dortigen Forstmeisters einst eine besondere Rolle spielen. Heute haben in den weiten, stillen Waldungen Seeadler, Fischadler, Wanderfalken und andere Raubvögel sichere Brutstätten, und der bei uns fast ausgerottete Uhu ist neu eingebürgert worden und soll sich gut halten.

Damit sind wir nun schon in die

### Vogelschutzgebiete

gekommen, die namentlich den Sumpf-, Wasser- und Strandvögeln zugute kommen sollen. Die Werder-Inseln mit dem aufgespülten Bock bei der Halbinsel Park-Zingst, in Pacht des „Bundes Vogelschutz Stuttgart“, sind Brutstätten wichtiger Vogelarten.

Hiddensee wird von mehreren ornithologischen Vereinen betreut. Auf der Fährinsel, dem Gollen mit dem Sämsamerder und der Halbinsel Alt-Bessin nisten mancherlei Strandvögel, und die Vogelwarte der Greifswalder Universität beim Leuchtturm auf Hiddensee dient der Vogelzugforschung.

Wo die Peene in die Ostsee geht, und das Süßwasser sich mit dem Salzwasser vereinigt, befinden sich manche flache Stellen und überspülte Sandbänke. Hier herrscht ein vielgestaltiges niederes Wassertierleben, das zur Zugzeit Scharen von Strand- und Wasservögeln anzieht, denen der Fisch reichlich gedeckt ist. Zur Sicherung der gefiederten Gäste mußte der Peenemünder Haken zum Vogelschutzgebiet erklärt werden, weil die Bewohner der anliegenden Ortschaften unaufhörlich Jagd auf die kleinen wie großen Wandergäste machten und deren Reihen bedenklich lichteteten.

Eine untergeordnete Rolle spielt nur noch der Jernin-See bei Swinemünde, der infolge der Senkung seines Wasserspiegels bei der Entwässerung des großen Swinemoores rasch in Verlandung begriffen ist.

Zum Schluss sollen noch kurz die erdgeschichtlich bedeutungsvollen Flächen, die

### geologischen Naturschutzgebiete,

behandelt werden. Als im Jahre 1898 die Teilnehmer des Geographen-Kongresses in Berlin einen Ausflug nach dem pommerschen Städtchen *Nö r e n b e r g* machten und von der Höhe oberhalb des weiten Enzig-Sees

den Blick über die kuppenreiche Moränenlandschaft mit ihren Seen und Wäldern schweifen ließen, war der große schwedische Forscher *Nansen* begeistert über alles Gesehene. Im Hinblick auf die zu seinen Füßen liegenden vielen großen Feldsteine äußerte er, daß dies Stückchen Erde einen geradezu klassischen Zeugen von dem gewaltigen Wirken der Eiszeit darstelle und für alle Zeiten erhalten bleiben müsse. Nach Jahren, als man anfang, die Steine sprengen zu lassen, wurde die *Blockpackung des Fiers* als Schutzgebiet erklärt.

Wer die Kreideküste Rügens kennt, wird immer wieder bei ihrem Anblick erfreut sein. Eine der schönsten Partien ist die Schlucht an der Mündung des Kieler Baches. An dieser Stelle sollte vor einigen Jahren ein Abbruch der begehrten Kreide erfolgen. Schuppen sollten errichtet werden, ein Seesteg sollte entstehen, um die gebrochene Kreide durch Schwebebahnvorrichtungen auf die Fahrzeuge zu bringen. Diese Gegend, die nach der Aussage eines Hauptbefürworters des Projektes jährlich gegen 20 000 Menschen durchwandern, sollte nicht allein noch mehr dem Wogenprall, der Unterpülung und dem Abrutschen ausgesetzt werden, sie sollte nach unsern Begriffen durch alle mit den Arbeiten verbundenen Maßnahmen auch noch verschandelt werden. Der Einspruch seitens des Natur- und Heimatschutzes brachte den Plan zum Erliegen, und um jeden weiteren Versuch, einen Eingriff in die schimmernde Wand zu unternehmen, von vornherein unmöglich zu machen, wurde die Küste von *Saßnitz* bis *Vohme* samt dem Waldstreifen als Schutzgebiet erklärt.

Gerade in den Sommertagen, da Tausende über Land wandern, muß das Augenmerk besonders auf die geschützten Gebiete der näheren und weiteren Heimat gerichtet sein. Spätere Generationen werden unsere Sorge und unsere Liebe um alte Zeugen der Natur zu danken wissen.

MAX NEMITZ:

## Im Auft

Dörch de goldne Roggehalm  
singt de Seiffeschnitt  
immer blot na einem Lied:

„Halm kumm mit, kumm mit!“

Wat dor stunn noch stolz tau Höcht,  
sunk in Schwoden hen.

Un noch immer hedd dei Sang  
„Halm kumm mit!“ kei Enn.

Hunnert Häng wull rege sich  
alltausam mit Flit.

Brennt de Sünne uk noch so heit,  
Auft is golden Tid.

Kümmt de Awend up dat Fild  
un kehrt alles ham,  
is vergete Last un Meih;  
alles singt tausam.

Austen is de hoge Tid,  
makt so stolz dat Hart.

Wull dem Minsche, dem ei Auft  
reich beschert uk ward.

# Die Natur wird belauscht

## Biologische Forschungen auf Hiddensee

Hiddensee — Welch mannigfache Empfindungen und Vorstellungen vermag der Name in uns zu erwecken! Dem einen gilt die an Naturschönheiten reiche Insel als „Capri der Ostsee“, der andere sucht in ihr das sagenumwobene „Hedinsøy“ der Edda oder wohl gar den Schauplatz des ältesten germanischen Heldengedichtes, der Sage von Hedin und Hilde. Überreich ist der Boden Hiddensees an steinzeitlichen Funden, und auch aus späteren Jahrhunderten hat er uns einzigartige Schätze bewahrt, so einen goldenen Armreif aus dem 9. Jahrhundert und den herrlichen Goldschmuck aus altem Wikingerbesitz. Der Volkskundler begegnet auf der abseits gelegenen Insel noch heute uraltem Brauchtum, wie es beispielsweise in der Verwendung der „Hausmarken“ zum Ausdruck kommt, während der Historiker den Schicksalen des einst mächtigen Zisterzienserklosters nachspürt, von dessen verwildertem Garten sich heute noch Reste erhalten haben. Dem Geologen tritt hier Werden und Vergehen der Landschaften mit aufdringlicher Deutlichkeit vor Augen, und die gewaltigen Wirkungen der Eiszeit offenbaren sich ihm in der Verschleppung zahlloser erratischer Blöcke und in der Ausbildung schöner Gletscherschliffe. Der Paläontologe begegnet den Zeugen einer längst vergangenen Tier- und Pflanzenwelt in Form mannigfacher Versteinerungen; auch einen Mammutzahn hat der diluviale Geschiebelehm unverfehrt bewahrt.

Kann es nach alledem wundernehmen, wenn auch der Lebensforscher, der Biologe, sowohl auf der Insel selber als auch in den umliegenden Meeresräumen erstaunlich reiche Ausbeute findet? Leider blieben diese wissenschaftlichen Schätze lange Zeit so gut wie unbeachtet. Erst die Errichtung einer Biologischen Forschungsstation durch die Freunde und Förderer der Universität Greifswald schuf hier gründlich Wandel.

Es soll durchaus nicht verkannt werden, daß es viele wichtige Erkenntnisse gibt, die im Laboratorium erarbeitet werden können. Wie sich eine Pflanze ernährt, wie sie atmet, welche Kräfte im Innern ihrer Zellen wirksam sind, wie sie auf äußere Reize reagiert — diese und viele andere Probleme haben eine erfolgreiche Behandlung im Laboratorium erfahren. Aber man ist zu der Einsicht gelangt, daß künftig neben das städtische Laboratorium die in der freien Natur gelegene Forschungsstation treten muß, und daß erst aus der gegenseitigen Ergänzung beider Arbeitsstätten ein rascher Fortschritt für die Lebenswissenschaften zu erhoffen ist. Aus dieser Überzeugung heraus wurde die Hiddenseer Station als erstes Außeninstitut unserer pommerschen Landesuniversität geschaffen. Darin bekundete sich gleichzeitig der Wille, mehr noch als bisher der Heimatforschung und dem Naturschutz zu dienen, ferner die praktischen Fragen der Produktionssteigerung in Forst- und Landwirtschaft von wissenschaftlicher Seite her in Angriff zu nehmen und schließlich die enge Bindung zwischen Mensch und Boden weltanschaulich zu vertiefen.

Was veranlaßte uns, gerade Hiddensee als Forschungsgebiet zu wählen? Hier treffen wir auf verhältnismäßig kleinem Raume Landschaftsformen an, wie sie für weite Strecken des deutschen Ostseegebietes typisch sind, hier hat sich ein überaus abwechslungsreiches Tier- und Pflanzenleben in fast ungestörtem Zustande erhalten, hier durchdringen sich Meer und Land in so mannigfacher Weise, wie kaum sonst wo an der baltischen Küste, hier befinden wir uns am Eingangstor zum Arkonabecken, in dem sich die Eigenart der Ostseeflora und -fauna am deutlichsten ausprägt, hier liegen ausgedehnte Brutstätten von Seevögeln aller Art, hier führt der Vogelzug alljährlich zahlreiche nordische Gäste auf ihrem südwärts gerichteten Flug vorüber. Alles in allem: Hiddensee bietet eine ganz ungewöhnliche Fülle von Arbeitsmöglichkeiten für den Forscher der verschiedensten Wissensgebiete.

In diesem Sinne kommt der Biologischen Forschungsstation Hiddensee eine gewisse programmatische Bedeutung zu. An dem weiteren Ausbau der neuen Ostseearbeitsstätte ist deswegen auch keineswegs nur ein kleiner Kreis von Gelehrten interessiert, sondern darüber hinaus alle diejenigen, die aus der Eigenart Pommerns als Küstenprovinz die Verpflichtung ableiten, diese Eigenart der deutschen Wissenschaft und der deutschen Wirtschaft mehr als bisher zugänglich und dienstbar zu machen.

Treten wir jetzt eine kleine Wanderung über die Insel an, um die Arbeitsgebiete und bisherigen Einrichtungen der Biologischen Forschungsstation etwas näher kennenzulernen! Das Hochland im Norden, der sogenannte Dornbusch, trägt den Leuchtturm, dessen Licht fast 100 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Während dieser altdiluviale Inselkern nach Norden und Nordwesten steil zur offenen Ostsee abfällt, neigt sich die kuppige Grundmoränenlandschaft unter fortschreitender Auebnung nach dem südöstlichen Binnenstrande zu. Hier hat sich nur auf einer kurzen Strecke die alte Kliffküste erhalten, die einstmals den völlig isolierten Inselkern nach Süden zu gegen den Anprall des Meeres schützte. Das Hiddenseer Hochland, das einen südwest-nordöstlichen Längsdurchmesser von 3,5 Kilometer bei einer durchschnittlichen Breite von 1,5 Kilometer besitzt, stellt ein teils landwirtschaftlich genutztes, teils auch dem natürlichen Bewuchs überlassenes Gelände dar. Überall dort, wo den Nord- und Nordwestwinden, die nicht selten zum Sturm anschwellen, durch Einschnitte in die steile Küstenbarriere freier Zugang gewährt ist, spielt sich ein zäher Daseinskampf des Waldes ab. Baumleichen und Krüppelwuchs, windsahnenartig abgebogene Kronen und umgestürzte Stämme lassen die zerstörende Wirkung der Windbahn nur zu deutlich erkennen. In Senken und geschützten Schluchten dagegen gedeiht der Wald auf mergeliger Unterlage durchaus üppig. Unter den mannigfachen Baumarten, die sich am

Aufbau des Bestandes beteiligen, verdient die schwedische Mehlbeere ganz besondere Beachtung. Ursprünglich scheint nur ein altes Exemplar im Pfarrgarten des Dorfes Kloster vorhanden gewesen zu sein. Heute hat sich der Baum bereits in mehr als hundert Exemplaren selbständig über das ganze Waldgelände verbreitet.

Neben dem Wind ist es der Sand, der hier dem Waldwuchse feindlich gegenübertritt. Sandeinwehungen führen zu dünenartigen Anhäufungen, die im langsamen Fortschreiten alles unter sich begraben. Nur durch Eingreifen des Menschen wird diesem ungleichen Kampfe meist ein Ende gemacht. In der Gefolgschaft des Sandes stellt sich alsbald ein Strauch ein, der mit seiner unverwüftlichen Wuchskraft leicht aller Schwierigkeiten der bewegten Unterlage und der ununterbrochenen Windschur Herr wird. Das ist der Sanddorn, der sich zu einer Charakterpflanze des Steilufergebietes und der flachen Anlandungen hat empor-schwingen können.

Nach Norden zu führt die Steilheit der Küste zu unausgesetzten Neuabstürzen, die eine Landschaftsbildung von überraschender Großartigkeit entstehen lassen. Fast 70 Meter hohe Lehmwände bilden bald zinnenartige Vorsprünge, bald zirkusartige Steilschluchten, die teilweise ganz unzugänglich sind und nur auf stufenartigen Absätzen einen ephemeren Pflanzenwuchs dulden. Abbrechende Schollen führen oft Büsche und Rasenflächen in die Tiefe, die dann in der neuartigen Umgebung hart um ihre Existenz ringen. Nur noch das Hochgebirge zeigt den pflanzlichen Daseinskampf in gleicher Eindringlichkeit, wie das hier der Fall ist.

Die landeinwärts gelegenen Hügel und Täler lassen je nach Bodenbeschaffenheit und Exposition eine überraschende Vielgestaltigkeit der Pflanzenbedeckung erkennen. Auf den ausgewaschenen sandigen Ruppen setzt sich die Vegetation oft aus Zwergformen zusammen, die für die Allmacht des Standortes ein beredtes Zeugnis ablegen. An anderen Stellen wiederum schmücken sich die Hügellehnen mit einem überaus bunten Pflanzenkleide, das in seinem hochwüchsigem Rasen einer mannigfaltigen Tierwelt Unterschlupf gewährt. Die Wildkaninchen, die überall die Landschaft beleben, üben einen starken Einfluß auf die Zusammensetzung des Bewuchses aus, indem sie einzelne Pflanzen dezimieren, anderen wiederum durch Schaffung von Anrißstellen in der sonst geschlossenen Narbe Ansiedlungsmöglichkeiten bieten. Kurzum: die Dornbuschlandschaft mit ihrem Wechsel von Sand und Lehm, von Humus und Mergel, von Tälern und Höhen, von sanften Gehängen und schroffen Wänden, von windgeschützten Lagen und sturmbrausten Ruppen bietet ein ideales Arbeitsfeld für den Standortforscher.

Rings um den Dornbusch legt sich ein meist schmaler Ufersaum, der am Außenrande mit Geröll und Gesteinsblöcken, stellenweise auch mit Sand und herabgeschlemtem Ton bedeckt ist und einer oft eigenartigen Strandflora knappen Raum bietet. Ganz anders der dem freien Wellenschlage entrückte Binnenstrand, der der Verschlickung anheimfällt und einen Gürtel von Pflanzen trägt, die sich an der Bildung flachen Neulandes in entscheidender Weise beteiligen. Damit kommen wir zu der ausbauenden Tätigkeit des Meeres, die sich auf Siddensee ebenfalls in großartigem Ausmaße vollzieht.



Räbler am Forst

Fot. Troschel

Die gewaltigen Massen von Geröll, Sand und Geschiebelehm, die der Dornbusch im Verlaufe der letzten Jahrtausende den unersättlichen Wellen hat überlassen müssen, werden an anderen Stellen vom Meere zum Aufbau von Neuland verwendet. Dieser Aufbau findet stets dort statt, wo sich die Wellen „totlaufen“, d. h. ihre tragende Kraft verlieren, also an bereits vorhandenen Küstenvorsprüngen und Nasen. Auf diese Weise haben sich an den alten Inselkern sowohl an seine SW- als auch an seine NO-Ecke Landzungen angefügt. Das geschah aber nicht gleichzeitig, sondern solange die Steilküste noch weit nach NW vorgebaut war, vollzog sich der Materialtransport in der Hauptsache nur südwärts. So entstand hier das „Süderland“, das heute in einer Längserstreckung von 14 Kilometer den Hauptteil der Insel darstellt. Das schnelle Wachstum mag dadurch sehr gefördert worden sein, daß Reste kleinerer, zeitweilig vom Meere überspülter Inselkerne mit in das Neuland eingebacken wurden. Die Gliederung des Hiddenseer Flachlandes läßt noch heute seine Entstehungsgeschichte deutlich erkennen. Zuerst wurden die breiten Sandstrände und flachen Dünenzüge der Außenküste geschaffen, dann erst begann die Verbreiterung der Landzunge in westöstlicher Richtung durch Vermoorung und Anlandung. Stellenweise wurden die letztgenannten Neubildungen durch einbrechende Wanderdünen überschüttet und aufgehöhht. Daraus erklären sich die großen Gegensätze, die wir heute im Pflanzenkleide Hiddensees vor Augen haben. Neben der typischen Strandvegetation und den Trockengrasbeständen der Dünen kam es zur Bildung von Moorflächen und Salzwiesen, die heute oft noch kleine Strandteiche umschließen oder von kanalartigen „Kiegen“ durchzogen werden. Wenn auch das hier eindringende Boddenwasser verhältnismäßig salzarm ist, so führt doch seine schnelle Verdunstung in den Sommermonaten alsbald zu einer erheblichen Anreicherung des Salzgehaltes. Dementsprechend sind am „Binnenstrande“ mehr Vertreter der Salzflora zu finden als am Außenstrande. Jede kleine Sandwelle, die sich aus dem flachfeuchten Untergrunde erhebt, trägt eine durchaus andersartige Flora — ein Zeichen, wie sehr neben dem Klima auch der Boden den Aufbau der Pflanzendecke beeinflusst.

Südlich des Dorfes Bitte erreicht das Flachland mit fast zwei Kilometer seine größte Breite. Hier erfährt

das Landschaftsbild abermals einen vollständigen Wechsel. Zerrißene Dünenketten (Rupstendünen) sind teils ganz unregelmäßig, teils — südlich Heiderose — in strahlenförmiger Ausbreitung über das flache Neuland hinweggezogen und haben dadurch eine höchst eigenartige „Dünenheide“ geschaffen, in der reine Heidesflächen mit bewegten Sandtriften, Moorsflecken und Rupstendünen abwechseln. Starker Wind erzeugt in diesem Gelände Sandwirbel, die bald hier, bald dort abgefangen werden und dann Wanderdünen in Miniaturreform zurücklassen. Neben dem Heidekraut und anderen typischen Heidekomponenten erscheint auf feuchtem Untergrunde die schöne Glockenheide, der sich oft ein „insektenfressender“ Sonnentau beigefügt. Auch die Stechpalme, eine ausgesprochene atlantische Pflanzenform, findet hier noch auf freier Heide ihr dürftiges Fortkommen. Die in schneller Uenderung begriffenen Dünenformen dulden vielfach nur einen Bewuchs, der die Fähigkeit hat, jede Sandverschüttung zu durchbrechen. Darin ist die Kriechweide mit mehreren Varietäten ein anerkannter Meister. Sie wagt sich auf jede nackte Sandfläche und zwingt diese nach und nach zur Festhaftigkeit. Wo wir uns auch in diesem Dünenheidegebiet umsehen mögen, überall tritt uns kämpfendes Pflanzenleben entgegen, das gerade durch die Ueberwindung der Daseinswidrigkeiten dem Auge des Forschers einen tiefen Einblick in die Wesensart pflanzlicher Organisation gestattet.

Südlich schließt sich an das Heideland die „Glambäk“ an, ein stark vernäßtes Wiesengelände, das nach einem längst verschwundenen Dorfe seinen Namen führt. Am Weststrande beginnt hier ein Dünenschutzwald, der noch verhältnismäßig jung ist und sich als schmaler Streifen weit nach Süden erstreckt. In der Nähe des Doppelhofes Neuendorf-Plagshagen findet sich die Stelle, an der die Sturmflut von 1872 die Inselbarriere durchbrach und einen tiefen Priel erzeugte. Die Errichtung eines mächtigen, über 1000 Meter langen Steindammes hat ein erneutes „Zusammenwachsen“ der Inselteile zur Folge gehabt. Weiter südwärts schließt sich der Sellen an, ein flaches, aus Dünenzügen und Wiesenflächen bestehendes Gebiet, das ebenso wie die Dünenheide östlich vorgelagerte „Fährinsel“ als Vogelbrutstätte geschützt ist. Das Gleiche gilt von dem ein-



Die biologische Forschungsstation auf Hiddensee

samen „Sänsewerder“, einer kleinen Insel, die nur selten von einem Menschen betreten wird.

Dem Hiddenseer Flachlande entspricht in ihrem Charakter und in ihrer Gestaltung die Halbinsel „Alt-Bessin“, die sich von der nordöstlichen Spitze des Vornbusches aus nach Süden erstreckt und heute bereits eine Länge von 3,5 Kilometer erreicht hat. Sie stellt eine wesentlich jüngere Bildung dar, die erst ihren Anfang nahm, als das Süderland den freien Durchstrom des Wassers durch den „Libben“ hemmte und die Abtragung des nordwestlichen Vornbuschsteilufers ungefähr den heutigen Grad erreicht hatte. Die Rolle, die die Pflanzenwelt bei diesen Vorgängen spielt, drängt sich dem Beobachter mit größter Deutlichkeit auf. Raum wird die Küste durch einen sich davorschiebenden Haken dem freien Wellenschlage der Brandung entzogen, so ändert sich das Aussehen der Vegetation vollkommen. Da, wo bisher wenige Strandpflanzen und Dünengräser ihren Platz fanden, bildet sich alsbald ein geschlossener Rasen von Salzpflanzen und Unkräutern. Gleichzeitig stellen sich Meerstrandsimse, Vinsen und das mehr und mehr die Oberhand gewinnende Schilf ein. Es beginnt ein förmlicher Wettlauf, der die Pflanzen weiter und weiter in die leichte Bucht hineinführt. Einige Jahrzehnte genügen, um an die Stelle freien Strandes einen rauschenden Schilfswald treten zu lassen. Aber auch das rückwärtige Dünen Gelände änderte sich schnell, indem es zunächst von einem reinen Sanddorngestrüpp erobert wird, dem sich in steigendem Maße fremdartige Florenelemente wie Weinrose, Holunder, Schlehe und Bocksdorn beigesellen. Es liegt hier gewissermaßen ein großartiges Naturexperiment vor, das dem aufmerksamen Betrachter wertvolle Aufklärung über die Abhängigkeit der Vegetationsdecke von den jeweiligen Standortbedingungen zu geben vermag.

Entsprechend ihrer Vielgestaltigkeit beherbergt die Insel eine so reichhaltige **Vogelwelt**, wie wir sie an unserer Küste nur ganz selten antreffen. Ist dadurch schon Gelegenheit zu vielen wertvollen Beobachtungen geboten, so wird diese Möglichkeit zur Zeit des Frühjahrs- und Herbstzuges, wo an einem Tage oft 20 000 bis 40 000 Vögel über Hiddensee hinwegziehen, noch ganz wesentlich gesteigert. Findet in trüben Nächten Turmanflug statt, dann kann in größerem Umfange eine Beringung der Durchzügler vorgenommen werden. An schönen Herbsttagen wird die Insel gerne als Raft- und Futterstation angeflogen, was oft zu förmlichen Vogel Invasionen führt. Das so viel erörterte und von Rossitten und Helgoland unter Aufwendung erheblicher Geldmittel studierte Problem des Vogelzuges, kann von der mit unserer Station verbundenen Vogelwarte in ganz wesentlicher Hinsicht gefördert und seiner Lösung näher gebracht werden. Auch diese Aufgabe verdient im Rahmen der Erforschung des deutschen Ostseeraumes volle Beachtung.

Bisher war immer nur von der Tier- und Pflanzenwelt des Landes die Rede. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß auch die Meeresräume, die sich rings um Hiddensee ausbreiten, zahllose pflanzliche und tierische Organismen beherbergen, deren genaue Kenntnis von großer praktischer Bedeutung für die Fischerei ist. Die Ostsee als ein ausgesprochenes Brackwassermeer bietet seinen Bewohnern prinzipiell andere Lebensverhältnisse dar als die salzreichere Nordsee. Infolge der mannigfachen Abstufungen, die die einzelnen Ostseeräume hinsichtlich ihres Salz- und Nährstoffgehaltes aufweisen, treten uns gerade hier wichtige Probleme der Pro-

duktionsbiologie, der Rassenbildung und der Umweltbedingtheit von Tier und Pflanze entgegen. Um so überraschender ist die Tatsache, daß die deutsche Ostseeküste bisher keine Station besaß, die sich speziell dem Studium der Brackwasserorganismen widmete. Wie günstige Arbeitsmöglichkeiten gerade in dieser Hinsicht die Hiddenseer Forschungsstation bietet, geht daraus hervor, daß wir uns hier in unmittelbarer Nähe der



Seltene Fruchtstaude (*Pirus suecica*)

Darßer Schwelle befinden, die eine Grenzscheide zwischen östlicher und westlicher Ostsee darstellt. Außerdem befinden sich zwischen Hiddensee und Rügen einerseits und dem Darß und dem Festlande andererseits zahlreiche Bodden, Buchten und Achterwässer, die auf kleinem Raume alle Übergänge eines Salzgehaltes von 10 pro Mille bis zu 05 pro Mille darbieten. Was also in der freien Ostsee nur auf Strecken von vielen Hunderten von Kilometern erreichbar ist, drängt sich hier so eng zusammen, daß es leicht einer fortlaufenden Kontrolle zugänglich ist. Es versteht sich von selber, daß auch die praktischen Fragen der Fischereibiologie dabei mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt und gefördert werden.

Ueberblicken wir zum Schluß den gesamten Aufgabenkreis, der hier für die Hiddenseer Forschungsstation kurz abgedeckt wurde, dann müssen wir zu der Überzeugung kommen, daß es sich durchweg um Probleme handelt, die für den gesamten deutschen Ostseeraum bedeutungsvoll sind. Wissenschaft und Wirtschaft sind in gleicher Weise an dem Gedeihen der Stationsarbeit interessiert. In Erkenntnis dieser Tatsache hat sich der

neue deutsche Staat die Förderung der rein privater Initiative entsprungenen Neugründung angelegen sein lassen. Darüber hinaus haben sich aber auch hochherzige Männer gefunden, die dem so mühsam begonnenen Werke beträchtliche Stiftungen zukommen ließen. Dadurch ist es möglich geworden, den schon vorhandenen Baulichkeiten jetzt noch ein größeres Kursgebäude hinzuzufügen, in dem 16 Studierende Unterkunft finden können, und in dem ein großer Arbeitsaal für mikrosko-

pische Untersuchungen zur Verfügung steht. Schon in allernächster Zeit findet der 1. hydrobiologische Ferienkursus auf Hiddensee statt, dem alsbald ein Studentenkursus folgt, der sich in Form eines wissenschaftlichen Arbeitslagers vollziehen wird. Möchten sich die Hoffnungen, die wir auf die künftige Entwicklung dieser neuartigen Forschungsstätte setzen, zum Wohle unserer Provinz, zum Wohle unseres großen deutschen Vaterlandes vollauf erfüllen!

PAUL WENZLAFF:

# HAUSMARKEN AUF HIDDENSEE

Man muß Hiddensee kennenlernen als grünes Inselparadies unter lachendem Sonnenschein oder mondlichtumflutet, als feingliedrige Silhouette im Silbermeer, aber auch an Sturmtagen als trotziger Wellenbrecher vor Klügen, zäh ausharrend in Gischt und Wogenbraus, um jenen magischen Einfluß zu begreifen, der den Inselaner und den Fremden immer wieder zum „föten Cänneken“ hinzieht.

Aber noch in anderem liegt die Quelle seiner Anziehungskraft: Uralt Geheimnis lockt überall den aufmerksamen Beobachter und hält ihn in seinem Bann. Zahlreiche Steinwerkzeuge, Urnenreste, Geräte und Schmuck von Bronze und Gold vorgeschichtlichen Ursprungs leiten unsere Phantasie in die Zeiten ältester germanischer Kultur. Landschaftsnamen wie Swantiberg und Swantewitschlucht führen uns in die Wendenzeit und Wikingertage. Orgelbrausen und fromme Gesänge der Mönche glaubt man auf einem Gange durch die Klosterruinen zu vernehmen, wenn von fern das Branden des Meeres herüber tönt. Unlösbare Rätsel spinnen sich um den Hiddenseer Goldschmuck, und wie ein Märchen aus grauer Vorzeit muten uns die runenartigen Zeichen an, die noch heute die Balken der Fischerstuben in den Geräteschuppen bedecken.

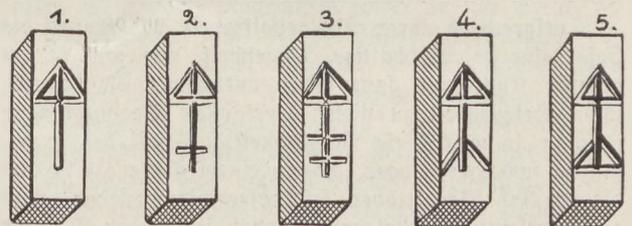
Das sind die uralten Eigentumszeichen der Hiddenseer, die Hausmarken. Es sind geometrische Figuren, die rohen Umrißzeichnungen der verschiedensten Dinge, wie Spaten, Anker, Pfeil, Vogelfuß, Stern, Wolfsangel, Stundenglas usw. ähneln, oder auch Initialen von Namen. Bei der Mehrzahl der Marken herrscht der senkrechte Strich vor, und so erklärt sich ihre große Ähnlichkeit, ja, ihre Übereinstimmung mit den Runen. Die Runenform hat sicherlich einzelnen Hausmarken als Vorbild gedient, viel häufiger aber ist die Gleichförmigkeit der Gestalten absichtslos und erklärt sich daraus, daß Rune und Marke sich gleichzeitig entwickelten. Der später entstandene Gebrauch von natürlichen Darstellungen des Objektes statt der mit wenigen einfachen Linien ausgedrückten Marke sowie der Gebrauch von reinen Buchstaben ist bereits ein Zeichen der beginnenden Auflösung der Hausmarke.

Die Hausmarken hatten einen doppelten Zweck. Sie waren Handzeichen (dienten also als Unterschrift) und Eigentumszeichen.

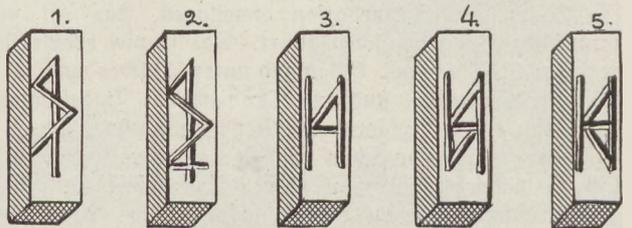
Mit dem Beginn des Schreibenlernens um die Mitte des 19. Jahrhunderts schwindet der Gebrauch der

Marke als Unterschrift allmählich. Statt der Marke oder mit der Marke zusammen treten jetzt die Initialen des Namens auf und die drei Kreuze der Schreibunkundigen. Das Allgemeine Preussische Landrecht sowohl wie Beamtenwille mochten dahin führen, daß (1794—1900) scheidet noch von den Kreuzen der Alphabeten das gewöhnliche Handzeichen, dessen Verwendung als Unterschrift auf Klügen noch im Jahre 1832 und 1840 nachweisbar ist. Aber Bequemlichkeit sowohl wie Beamtenwille mochten dahin führen, daß die Marke allmählich den Initialen des Namens wich

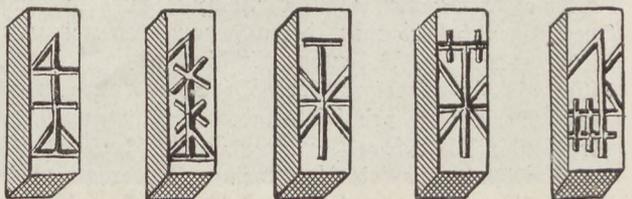
## Kavelhölzer mit Hausmarken von Hiddensee



1-Stammarke, aus der durch Beistriche (Afmark) die neuen Marken 2 bis 5 entstanden sind



Verwandtschaften: 1. Helmut Karsten, 2. Sohn Karl Karsten, 3. Jakob Schliecher, 4. Sohn Johann Schliecher, 5. Schwager Heinrich Wolter



Komplizierte Hausmarken von Dittte und Neuendorf a. Hiddensee

# Hiddensee

Von Gertha Fricke

De Summer kümmt, min leiwe Schak =  
Un in de Städte ward nu heit.  
De Steen, de glängt up Strat un Plak.  
Ick segg Di, wat ick Schönes weit:  
Ick weit en lüttes, gräunes Land,  
dat swimmt in Klore, blage See.  
Wie liggt sück gaud an witten Strand!  
Kam mit, min Lütt, nah Hiddensee! =

Keen Larm un Strid, keen Hupe schrigt,  
keen Stratenbahn, keen Pluto löppt.  
Dat ganze wille Leben swigt.  
Blots Lewark singt un de Kauh, de röppt.  
Dun Dornbusch kiekt man frei un wid =  
bed Sweden hen. = Wo is dat schön! =  
Na Rügen up de annere Sid!  
Hest Du woll sowat schon eis sehn? =  
Du willst nich mit? = Du seggst mi: Nee?  
De Sorg, de drückt dat arme Hart? =  
Kam mit, min Schak, nah Hiddensee.  
Ick segg Di, dats dor beter ward.

und daß den Analphabeten von oben her Weisung gegeben wurde, drei Kreuze statt der Marke zu machen.

Mehrere Leichensteine auf dem Friedhofe in Kloster zeigen noch die Verwendung der Marke für die Person, und in den primitiven Hefen der Fischerkompanien Neuendorfs findet man noch heute kaum einen Namen, nur Hausmarken der Teilhaber und dahinter oder darunter ihr Belastungskonto.

Gemeindeakten aus jenen Tagen, die Marken als Unterschriften tragen, gibt es nicht mehr. Wir treffen in den ältesten Papieren nur verschiedentlich die behördlich angeordneten drei Kreuze als Handzeichen.

Ein alter Neuendorfer Fischer weiß noch zu erzählen, daß in dem heute vom Meere fortgespülten westlichen Teile des Dorfes früher eine alte Dorfschänke gestanden hat. Ein grober Knüppeldamm ging um das Haus herum. „Terupp, terupp, so hörte man die Fischer mit ihren Holzpantinen herankommen.“ In der niedrigen Stube standen am Balken die Hausmarken der Zecher mit ihren Schulden dahinter. Oftmals löschte man dem Wirt die Kreidestriche aus, um so seiner Zahlung zu entgehen.

Die Hausmarke als Eigentumszeichen wurde früher vom ersten Eigentümer am Hausbalken oder über der Tür eingeschnitten. Heute noch finden wir die Hausmarken der Insel in Grieben, Witte und hauptsächlich in den Süderdörfern Neuendorf und Plogshagen an lebender und toter Habe. Alles, was ihnen gehört, bezeichnen diese Dorfbewohner mit ihren Hausmarken. Wir sehen die Eigentumszeichen an allen Fischereigeräten: auf den Flotten, den „Schörbrettern“, an Bootshaken, Riemen, Ruderpinnen, Oesfack und Dollen, am Ackergerät und Handwerkszeug, in der Arbeitskleidung, an Messern und Sabeln und auf Teller und Tassen, auf den Decken der Schafe, auf den Grenzpfählen, ja, sogar auf den Bänken in der Kirche. Die Griebler und Neuendorfer stechen die Hausmarken

säuberlich mit dem Spaten auf ihren Wiesen und Weiden im Rasen aus. Jedem Dorfbewohner sind die Hausmarken seines Ortes bekannt, und jeder geliebene oder gezehndene Gegenstand kann mit Hilfe dieses Eigentumszeichens dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben werden.

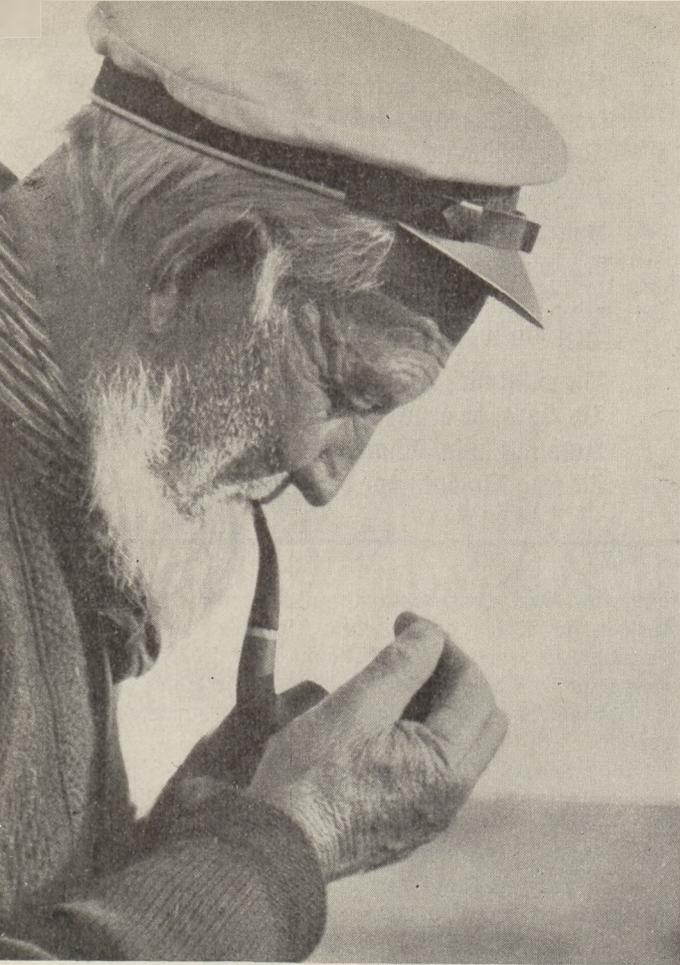
Die Hausmarken sind erblich. Sie gehen noch heute unverändert mit dem väterlichen Besitztum auf einen Sohn über. Die übrigen Kinder fügen ihr ein Beizeichen (Asmark) hinzu, so daß man an den Marken teilweise die Verwandtschaft bestimmen kann. Da jedoch bei Einheirat, Erbe und Kauf die Hausmarke, die am liegenden Besitz, nicht an der Person haftet, mit übernommen wird, kann man bei Ähnlichkeit der Marken nicht immer auf die Verwandtschaft schließen.

Durch die Asmarken entstanden im Laufe der Jahrhunderte zum Teil recht komplizierte Gebilde von Hausmarken (siehe Abbildung), die sicherlich nicht geringe Schwierigkeiten bei ihrer Bestimmung verursachen.

Die altgermanische Sitte des Loswerfens mit Stäbchen hat sich wohl nirgends so rein erhalten, wie beim Raveln (Losen) auf Hiddensee. Sollen Reisen mit dem Segelboot, Gemeindearbeiten, oder Landnutzung einer Gruppe oder der ganzen Fischerkommune verteilt werden, so wird gekavelt. Kleine vierkantige Hölzchen von etwa 1 Zoll Länge, die zierlich mit der Hausmarke versehen sind, sind die „Ravel“. Sie werden in eine Mütze getan, umgeschüttelt, und nun werden von einem Fischer ohne Hinsehen so viele herausgenommen, als Posten zu besetzen sind. Wen das Los trifft, der muß den Posten annehmen und die Arbeit ausführen.

So hat sich Urvätersitte, die wir im ganzen germanischen Europa finden, hier bis auf den heutigen Tag erhalten, und es ist interessant zu erfahren, daß sich auf Hiddensee das Stammzeichen für die einzelnen Linien des Hauses nach demselben Prinzip abwandelt, wie im Bernischen Jura.





Fot. Vogt

FRITZ PORTEN:

## Fischerlos

Ostseestrand — Pommernstrand — soweit das Auge reicht: dieser reine gelbweiße Sandstreifen, flache Dünenhügel, mit Strandhafer bewachsen, und die blaue Fläche unserer Ostsee. Eine sommerlich warme Sonne lastet an diesem Nachmittag über allem. Die See ist leicht gekräuselt, und nur winzige Wellchen brechen sich mit leisem Fischen am Strande. Ein paar schwarzgeteerte Fischerboote liegen, hoch auf den Sand gezogen, wie schwere schlafende Tiere nebeneinander.

Dann stehen da ein paar Männer beisammen, blicken scharf zum Horizont hinüber und sprechen über das Wetter. Es sind Fischer, hagere, sehnige Gestalten in der typischen Haltung des „Seemanns an Land“. Ihre Gesichter sind tiefbraun und verwittert. Die Pfeife hängt im Mundwinkel und die Schirmmütze ist, zum Schutz der Augen gegen die Sonne, tief in die Stirn gerückt. Sie haben Holzpantoffeln an, weil sie heute nicht auf See waren. Fast eine Woche lang haben sie Weiberarbeit mitmachen müssen — Kartoffelhacken, aber das muß ja auch sein. Und heute nacht wollen sie wieder hinaus: Netze legen — endlich. —

Einer von ihnen ist größer und breiter, hat große blaue Augen und starkes welliges Haar. Er ist auch in seinem Anzug adretter, und wenn er spricht, hören die andern aufmerksam zu. Es ist Wilhelm Kloth, der wohlhabenste unter ihnen, der kühnste und geschickteste Fischer — und daher auch ihr Gemeindevorsteher. Neben ihm stehen seine beiden jüngsten Söhne, Burschen von

18 und 19 Jahren, Bengel wie junge Kiesen, die mit dem Vater zusammen fischen und die Mutter auslachen, wenn sie ihnen zumutet, in Haus und Stall zu helfen. Aber beim Fischen arbeiten sie dann wieder wie rechte Männer.

Den Fischern will das Wetter nicht recht gefallen. Es ist zu warm und still hier oben, und die schmale dunkle Wolkenwand dicht über dem Horizont deutet auf Sturm und Witterungswechsel. Aber acht Tage hat die Fischerei nun geruht — damit ist's genug —, heute nacht geht's los, und davon kann sie auch das bißchen Wind nicht abhalten. Und die Männer wittern hinaus wie Jagdhunde, hantieren noch an ihren Booten und schlurren dann in ihren „Toffeln“ über die Dünen ihren Häusern zu.

Das Dorf besteht aus einem guten Dutzend niedriger Fachwerkhäuser, deren riesige Strohdächer tief über die kleinen Fenster herabhängen. Straße und Weg gibt es hier nicht. Die Häuser ducken sich tief in die flachen Dünentäler, als suchten sie Schutz vor dem immer wehenden Winde.

Das Haus des Wilhelm Kloth ist trotz allem ein stattliches Gebäude, breit und massig, mit einem mächtigen, gepflegten Strohdach und seitlich angebautem Stall. Gärten gibt es hier nicht. Kurze, harte Grasnarbe, ein paar Wiesenstreifen und, wahllos in die Gegend gestellt, große, zerzauste Pappeln, die nach der Seeseite hin ganz kahl sind und bei Sturm sich tief nach Süden biegen.

Haus, Hof und Stall — das ist das Reich der Frau. Hier stehen die großen, unbeholfenen Männer meist im Wege und sind nur wenig nütze. Und wenn sie helfen wollen, dann zerdrücken und zerbrechen sie mit ihren ungeschlachten Händen mehr als Mutter Meta Kloth wieder gutmachen kann. Frau Kloth ist eine starke, ruhige Frau. Ihr Gesicht und ihre Hände sind genau so braun und furchig, wie die der Männer. Sie ist nicht an der Küste geboren, sondern stammt von einem Bauernhof landeinwärts. Aber in den 30 Jahren ihrer Ehe ist sie in all und jedem eine echte Fischerfrau geworden. Sie hat es sich auch bald abgewöhnt zu zeigen, daß sie in jeder Stunde, die sie Mann und Söhne auf dem Wasser weiß, bittere Angst um sie leidet. Und darin steht sie nun hoch über den andern Frauen, die fast bei jedem schweren Wetter jammernd auf den Dünen stehen und auf die Rückkehr der Boote warten. Sie ist ja bestimmt nicht hart und gefühllos, wie die andern oft meinen — ihre Angst und Sorge um ihre „Männer“ ist immer wach wie in der Vorahnung eines großen Unglücks.

Nun sitzen sie alle daheim in der Wohnstube um den großen, schweren Holztisch, unter der riesigen Petroleumlampe und essen Speckkartoffeln, und die Jungen necken die Mutter mit ihrer Bangigkeit. Sie freuen sich auf die nächtliche Ausfahrt. Hermann, der älteste Sohn, ist mit dem Wagen und dem struppigen Pony in die Kreisstadt gefahren, um Netzwerk einzukaufen. Er wird erst am nächsten Morgen zurückkommen und soll dann mit der Mutter am Strande sein, um die Netze auszunehmen.

Dann sitzen sie still um den Tisch wie im Halbschlaf — und warten auf die Stunde der Ausfahrt.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, klopft die kleine, immer ängstliche und schutzbedürftige Frau Lene Kutschen an Meta Kloths Tür. Sie ist erst ein halbes Jahr verheiratet und lebt in steter Sorge um ihren Albert. Sie braucht der großen, ruhigen Frau



Fischerhaus in Deep

Fot. Vogt

Kloth erst gar nicht zu erzählen, daß Nordoststurm aufgekommen ist, und daß die Boote noch nicht zurück sind. Frau Meta hat die ganze Nacht wach in ihrem Bett gelegen und hat gehört, wie das Rauschen der Brecher am Strande immer stärker wurde und wie es in der Luft immer dumpfer zu sausen begann.

Was nun kommen würde, hatte sie in diesen 30 Jahren ihrer Ehe unzählige Male durchgemacht — aber an diesem bleigrauen Morgen lag die Angst schwerer auf ihr als je.

Auf den Dünen stehen Gruppen von Frauen. Ihre weiten Röcke und schwarzen Umschlagetücher flattern heftig im Winde. — Das Bild verträumter Ruhe vom Vortage ist von einem kalten Nordoststurm hinweggefegt worden. Die Ostsee ist dunkelgrau, und schwere Wogen, die auf den Sandbänken schon als weiße Brecher stehen, jagen drohend auf den Strand zu. Nun stehen die Frauen da und starren nach dem Horizont, wo die geteerten Segel der Boote auftauchen müssen. Sie sprechen erregt miteinander, und einige fangen an, vor sich hinzuweinen. Meta Kloth aber ist heute noch starrer und stiller als sonst. Auch Karoline steht bei den Frauen auf der Düne. Sie ist uralt. Aus einem Gewirr von Runzeln blicken unbewegt zwei eiskalte graue Augen. Ihre Stimme ist wie das Kreischen und Knarren einer verrosteten Türangel. Es ist vielleicht 50 Jahre her, daß sie als blutjunge Frau an einem eisigen Novembermorgen hier oben stand und auf das Boot ihres Mannes wartete. Es kam nicht — nicht an diesem Morgen, und auch nicht an den folgenden, wo sie hier stand und ihre Augen vom Starren immer heller und härter wurden und ihr junges Herz einsam und kalt.

„So war es damals auch“, knarrt sie vor sich hin. Einen Augenblick sieht sie zu Meta Kloth hinüber — und die schaut ihr in die eiskalten Augen und läßt den Kopf auf die Brust sinken. — Jetzt taucht das erste Segel am Horizont auf. Fieberhaft erregt beginnen die Frauen zu raten, wer es sein könnte. Dann entdecken sie zwei weitere Segel. Sie stehen und spähen und sprechen aufgeregter vor sich hin. Nach einer Weile kommt das vierte Segel. Nun fehlt noch eins. Die Boote kommen sehr schnell näher. Der aufregende Kampf mit den Brechern der Sandbänke beginnt. Die Frauen wissen, daß jetzt die Gefahr am größten ist. Aber nun sehen sie die Männer doch wenigstens, können an der Farbe der Segel ihre Boote erkennen. — Die vier Boote ringen sich durch. Erschöpfte Männer, durchnäßt bis auf die Haut, springen heraus, ziehen sie mühsam auf den Sand.

Die Frauen sind hinuntergelaufen mit ihren Blechkannen voll heißen Kaffees. Und sie helfen die Boote aufziehen und die vollen Netze herausnehmen. Sie schlucken die Angst und Aufregung der letzten Stunden tapfer herunter und lassen die Männer nichts davon merken.

Meta Kloth steht noch immer unbeweglich auf der Düne und blickt mit leeren Augen nach dem Horizont. Das Segel des fünften Bootes taucht nicht auf. Sie könnte nun hingehen und die Männer nach ihrem Boot fragen. Sie tut es nicht — sie weiß, daß es nicht zurückkommen wird. Karoline kräht noch einmal mit ihrer verrosteten Stimme: „So war es damals auch“ — und dann schlurft sie über die Dünen ins Dorf zurück.



Fischkutter im Hafen

Fot. Kruse

Wieder liegt das Meer wie ein Spiegel. Die Sonne sinkt blutrot hinter den Horizont. Der Strand ist glatt und weiß, die Boote träumen wieder schwarz nebeneinander. Das Bild des Aufruhrs vom Tage vorher ist weggewischt. In einem der Boote spielen Kinder. Sie sind alle sehr braun und haben ernste, altkluge Gesichter, und ihre Bewegungen sind gewichtig wie die der Großen. Ein Sechsjähriger hat alte Kniestiefel vom Vater an — und ist sehr stolz darauf. Die Kleider sind von den abgelegten Sachen der Eltern zusammengebastelt. Die Höschen sind zu weit und die Ärmel zu lang — alles ist geflickt und beriestert. Das macht die Kleinen noch ernster und ihr Spiel noch wichtiger. Sie spielen natürlich „Fischer“. Sie kennen nichts von dem hundertfältigen Spielzeug der Stadtkinder. Sie „spielen“ die Arbeit der Eltern — ihre eigene zukünftige Lebensarbeit.

Hermann Kloth steht etwas abseits und blickt mit abwesenden Augen auf diese spielenden Kinder, die mit bedeutsamer Miene Netze in den Sand werfen und an

Segel und Tauzeug hantieren. Erst gestern hat das Meer drei von den sechzehn Männern des Dorfes bei sich behalten, und heute spielen diese Kinder schon wieder Fischer, so, als ob nichts geschehen wäre.

Hermann Kloth wendet sich ab und geht mit schweren Schritten zu der alten Frau hinüber, die hart am Rande des Wassers steht und unbeweglich zum Horizont schaut. „Mutter, laß uns nach Haus gehen — sie kommen nicht zurück — laß ihnen ihre Ruhe —.“ Sie alle wissen, daß das Meer seine Toten meist Wochen und Monate, ja, oft für immer behält. — —

## Der Janower Rat an das Finanzamt von Anno dazumal

Die kleine Stadt am Fuße des Sollenberges ist seit-her die Zielscheibe lustigen Spottes gewesen. Spatzvögel und Lästermäuler setzen ihr noch heute zu und erzählen manchen Schwank, wobei wohl Wahrheit und Dichtung freundlich nebenhergehen. Zur Ehre der Janower aber muß gesagt werden, daß sie es auch verstanden, die Hiebe zu parieren und nicht selten mit schlagendem Wit und Humor sich aus der Verlegenheit zu helfen wußten. Darüber nachstehende kleine Geschichte.

Wahr soll es sein, daß die Stadt in früheren Zeiten mit irdischen Glücksgütern nicht gerade gesegnet war. Denn es wird berichtet, daß Bogislaw XIV., Pommerns letzter Herzog und gleichzeitiger Bischof von Cammin (1623—1637), sie von besonderen Lasten, wie z. B. den Post- und Landfahrten, befreite. Als Pommern brandenburgisch geworden war, verlor Janow sogar Sitz und Stimme im Landtag, jedenfalls hatte es als Kügenwalder Amtsstädtlein später immer nur den letzten Sitz unter den hinterpommerschen Städten inne.

Im Jahre 1780 nun forderte die staatliche Akzisekasse den Rat auf, ein Verzeichnis des gesamten städtischen Eigentums, namentlich die Zahl der Dörfer mit Schankstätten usw. einzureichen. Darüber natürlich große Überraschung und allgemeines Schütteln des Kopfes unter den Vätern, daß man einem anerkannt armen Gemeinwesen derartiges zumuten könne, und lange und schweigend sahen sie einander in die ehrwürdigen Gesichter. Doch eine launige Idee, entsprungen, so erzählt man, dem Gehirn eines Vertreters der oft so mit Unrecht bespöttelten Schneiderzunft, half dem ehrfamen Janower Rat aus der Klemme, der, wie in alten Urkunden zu lesen ist, darauf folgendes Antwortschreiben an die hohe Steuerbehörde richtete:

„Ew. Königl. hiesigen Akzisekasse erwidern wir auf Dero gestriges Anschreiben: Wieviel Eigentumsdörfer hiesige Stadt habe und wieviel Krüge und Schänken in denselben befindlich, zur Antwort, daß Janow leider niemalsen Eigentumsdörfer gehabt und daß vielleicht dieselben samt denen darin befindlich gewesenen Schänken und Krügen und der zu letztern gehörigen Wafgeigen durch die Sündflut mögen weggeschwemmt worden sein, woher es vermutlich gekommen, daß wir als Noä Nachkömmlinge von allem diesem Kram nichts wissen.“

Nach Anweisung einer gesegneten Mahlzeit sind wir stets Einer Königl. Akzisekasse bereitwilligste Bürgermeister und Rat hieselbst.“

Das Steueramt war überzeugt. Einen Offenbarungseid brauchte der Bürgermeister nicht mehr zu leisten.

M. G.



Vor zwanzig Jahren . . .

Fot. Ufa

JOHANNES VON KUNOWSKI:

## Vom Leben und Sterben des Peter Mette

Peter Mette hat sein Leben hingegeben für die Heimat und sein Volk. Einer von den Ungezählten, jenen Namenlosen, die rings um Deutschland liegen. Er starb, gab sein junges Leben, und an einem grauen Februartag des Jahres 1918 haben wir ihn in Spincourt begraben. Uns allen aber, die wir mit ihm in der 8. Batterie gewesen, in den Kreidefelsen der Champagne, im Hexenkessel vor Verdun, uns allen lebt er noch heute. Wir sehen ihn vor uns, Peter, den Braven, und wenn wir die Besten von damals nennen, wird Peter Mette niemals fehlen.

Das aber ist die einfache Geschichte vom Leben und Sterben des Kanoniers Peter Mette aus dem Kreiße Cammin in Pommern.

Peter Mette war ein Großer, Starker. Mit blonden Haaren, beinahe unwahrscheinlich blauen Augen und viel Sommerprossen, die von der Stirn über den breiten Nasenrücken das ganze Gesicht besprenkelten. Er war ein guter Kamerad, fiel niemals auf, nicht im Guten, nicht im Schlechten, tat seine Pflicht, wie alle von der Achten, und wenn er sein Platt sprach, wurde es wunderbar heimisch um alle die ihn hörten, wenn sie ihn auch nur schlecht verstanden, die von Berlin, von Posen, vom Rhein.

Er hatte zwei große, rote Hände, der Pommer. Richtige Bauernhände, Hände, die auch das Ruder geführt auf der heimischen Ostsee. Diese beiden Hände aber vor allem sehen wir vor uns, wenn wir an den Peter den-

ken. Wie oft sahen wir ihn, wenn er saß, diese beiden Hände flach vor dem Gesicht, das gerade noch die Augen und der blonde Schopf hervorsahen, und zwischen diesen Händen hielt Peter Mette sein Heiligtum, die Mundharmonika.

Sie war ein schlechtes Instrument, wie man sie für fünfzig Pfennig überall in der Heimat kaufen konnte, wie wir sie selbst als Kind besaßen. Mit weißen Holzquadraten, die wie Waben aussahen, zwischen den beiden blitzenden Schalen, klein, so klein, daß sie in den Händen Peters fast verschwand. Wenn er sie aber an die Lippen setzte, so wußte er sie zu spielen. Seine Hände, in deren Tellern das Instrument völlig verschwand, blieben beim Spiel in steter Bewegung. Es war wie eine schwere, körperliche Arbeit, wenn Peter Mette Mundharmonika blies und ich erinnere mich, daß sein gutes Bauerngesicht oftmals schweißbedeckt war, wenn es diese Hände endlich freigaben. Peter blies nicht weiter kunstvoll, mit großen Unterstimmen, Abwandlungen und Übergängen. Ich weiß nicht einmal, ob er immer ganz richtig blies. Er war eben ein Naturkind, blies so, wie es ihm ums Herz war. Und wenn abends im Unterstand oder in den Baracken der Ruhstellung die Lieder der Heimat erklangen, dann faßte es alle, obgleich die Kameraden bestimmt keine besonders zart Befaiteten waren, und wenn Mette die Polka spielte, kribbelte es in den Beinen, und wenn er die Berliner Pflanze herunterhackte, blitzten aller Augen.

Das nun, dieses Mundharmonikaspielen, war Peter Mettes Eigenart, war seine Sonderstellung im Kameradenkreis, hob ihn hinaus über die graue Schar. Und spielte er erst nur im Quartier und Unterstand, spielte er auch bald in der Feuerstellung, am Geschütz. Tief unter der Erde war einmal ein Unterstand. Von uns vorgelunden, lange schon unbenutzt, ziemlich wacklig und nur mit einem einzigen, schmalen Schacht. Von allen Seiten schossen sie, großes und kleines Kaliber, ein Feuerüberfall pflügte die Erde, und unten in der Erde hockten zwanzig, dreißig Mann in qualvoller Enge. Jeder der Einschlag schütterte durch den Raum, es war zum Ersticken und alle hatten nur einen Gedanken: Jaß

---

## „Das Bollwerk“ sucht Bilder

**Der Einsendungstermin für unser Sommerpreisausschreiben ist bis zum 15. August verlängert worden!**

**Als Motive schlagen wir vor: die pommerische Landschaft, das pommerische Bauen, der pommerische Mensch und die pommerische Arbeit**

**Nähere Bedingungen im Juliheft.**

**1. Preis RM. 30,—**

**Weitere Preise im Gesamtwert von RM. 90,—**

## Photographen, Zeichner Pommerns schickt Eure besten Arbeiten!

**(Einsendungen an die NS Monatszeitschrift „Das Bollwerk“, Schriftleitung, Stettin, Breite Straße 51)**

---

ein Einschlag im Schacht, war das hier das Grab! Keiner sagte einen Ton, jeder wußte des anderen Gedanken und blickte nicht in des Kameraden Augen, aus Furcht. — Da tönte aus einer Ecke die Harmonika, der Präsentiermarsch! Ruck-zuck, das gab Leben, straffte die Gestalten. Eine Faust schlägt nieder auf das Bohlenholz, schwere Stiefel treten den Boden, ruck-zuck, das ist der Takt, kein Wort sonst, nur der Takt, der Rhythmus, der durch alle geht, sie nimmt, und sie heraushebt aus diesem Loch, irgendwohin in die Weite, wo die dreißig mit ihren Füßen die Erde stampfen und die Luft um sie schwingt im Brausen des Präsentiermarsches. —

Man muß ganz Deutscher sein und Soldat dazu, das zu verstehen. Als nach dem Feuerüberfall aus anderen Bunkern und Schächten überall ein wenig blasse, scheue Menschen auftauchten, quoll aus unserer Grube ein Schwarm Befessener. Vom Rhythmus Befessener, Befreiter, mit blitzenden Augen und roten Backen. Die brüllten den Marsch, schlugen sich in ungeheurem Kraftgefühl die Schultern, steckten die anderen, die Blassen an, — es war, als wollte die Königlich Achte direkt nach Paris marschieren, alles niederstampfend, aufrecht

durch Tod und Verderben, des alten Königs Wachtparade. Und nächst unseren Nerven, war das Peter Mette, der diesen Geist geschaffen . . .

Aber Peter Mette konnte auch anders. Wenn nächtens die Wachen an den Geschützen lagen und ruhig die Nacht über dem Felde stand, ganz fern nur ein Schuß verhallte, irgendwo eine Leuchtkugel aufstieg, majestätisch hoch im Gewölbe dieses endlosen Domes erstrahlte und wieder erlosch, dann hockte unser Peter wohl auf der Lafette. Und leise, so leise, daß nur die um ihn hörten und vielleicht noch das rechte und linke Nachbargeschütz, summte seine Harmonika dann die Pieder von der Heimat, von den Frauen, den Kindern. Viele trieb es zu ihm, sie lagerten umher, nur die Jungen ihres Tabaks verrieten ihr Sein, und lauschten. Und Peter Mette blies, blies bis zum Morgengrauen und mancher von denen, die gelauscht, trat hernach zu ihm, drückte ihm die Hand, nahm aus der Tasche eine zerknitterte Zigarette, brach sie in zwei Hälften und gab eine davon dem Peter. —

Und so kam auch der Tod an ihn. Die Harmonika zwischen den Händen hockte er beim zweiten Geschütz. Es war Februar 1918. Pro Batterie und Geschütz soundsoviel Geschosse —, lautete der Sparbefehl, es mangelte an Munition, die Geschützrohre waren ausgeleiert und das, was an Munition herankam, schleimte und krepierete zu früh. Drüben aber war der Teufel los. Die Batterie war verschossen und der Tommy deckte sie zu, zwanzig auf einen. Im Schlamm steckten die Geschütze, untätig, nur noch dazu da, getroffen zu werden. Und die Mannschaft ohne Deckung, hungrig, durchgefroren, ohne Tabak, hockte in flachen Mulden, bis das Wasser in die Stiefel drang. Preßte das Gesicht in den Dreck, wenn eine Lage angefeigt kam, stumm, wehrlos, größer an Heldenmut und Pflichterfüllung als der schneidigste Reiter bei der lebendurchpflusten, mitreißenden Attacke. Und wie sie so hockte, die Achte, und wußte, daß es aus war, aus für viele, da spielte Peter Mette sein letztes Stücklein. Den alten Dessauer . . . „So leben wir, so leben wir . . .“. Ein Grinsen flog über die Gesichter, trotz Dreck und Granaten. Verflucht ja, so leben wir, — einer spuckte aus, einer schlug die Faust in den Dreck, so leben wir, verdammt noch mal, der Mette war ein Kerl. Alle aber summten mit und wenn der Tod nicht ins Genick packte, grinsten und brummteten Mettes lieber, dummer Blaserei. Aber die Verlassenen war mit dem Lachen wieder das Leben gekommen und der Mut. Da, — „ . . . leben wir“, schrill brach der Ton ab. Im Heulen der Granaten, im Krachen und Splintern, der feine, dünne Ton stand in der Luft, für Sekunden. Neben mir der Schlesier im Loch schlug ein Kreuz, sah mich an. Und wir beide wußten, wie es um Peter Mette war.

Nach langen zwölf Stunden wurde die Batterie herausgezogen. Ein Geschütz nur — die drei anderen waren zum Teufel — und eine Handvoll Menschen. Unter den Toten war Peter Mette. Und als man ihn begraben wollte, fand sich, daß seine Harmonika nicht da war. Freiwillige vor! Ohne Befehl, ohne Aufforderung, die Batterie ganz unter sich, ging es ans Suchen. Zweien fuhren noch Splitter in Arme und Bein; im Dreck, neben dem, was einstmal das Richtgerät des zweiten Geschützes gewesen, lag die Harmonika.

Die gaben wir dem Toten in die Hand und dann begruben wir ihn mit den vielen hinten in Spincourt auf dem kleinen Friedhof mit den vielen Kreuzen. Im Februar 1918. —

# Heimkehr

Der Frühling des Jahres 1931 ließ lange auf sich warten. Aber um die Mitte des Mai setzte eine plötzliche hochsommerliche Wärme ein, die in kurzer Frist das Versäumte nachholte. Es mochten nur wenige Tage sein, in denen die bis dahin kaum geahnten Knospen aufbrachen, Blätter sich erschlossen und eine Fülle von Blüten erstand.

So kam es, daß Professor Gregor Kircher in ein verschwenderisch blühendes Land hineinfuhr, als der D-Zug nach dem Nordosten des Reiches die Halle des Stettiner Bahnhofs in Berlin verließ.

Gregor Kircher hatte sich bei Beginn seiner Reise vorgenommen, ein großes Stück der Fahrt zu verschlafen, aber nun wollte ihm das nicht gelingen. Immer wieder wurde sein Blick angezogen von weißblühenden Obstalleen, zartgrünen Kornfeldern, schwärzlichen Fichtenwäldern, und von dem blauen, weißbewölkten Frühlingshimmel darüber. Am Bahndamm blühten die ersten Feldblumen, Birken ließen ihre jungen, rieselnden Zweige im Winde wehen, auf langgedehnten Wiesenflächen trieb das Gras.

Er, der aus der üppigen, frühzeitigen Blütenfülle tropischer Länder kam, hatte gemeint, die norddeutsche Landschaft werde ihm nicht viel mehr zu bieten haben. Nun kam es ihm aber kaum mehr zum Bewußtsein, daß er jemals so gedacht hatte. Vielmehr lag er das Bild der am Zuge vorüberfliegenden Landschaft in sich ein, als sei es etwas lange Entbehrtes. Das viele sanfte Grün tat seinen angestregten Augen wohl, die großen Ausmaße der sorgfältig bestellten Ackerschläge hatten etwas Beruhigendes für seine Empfindung, und in die dichten, dunklen Waldungen blickte er mit einem Gefühl unbestimmter, uneingestandener Erwartung.

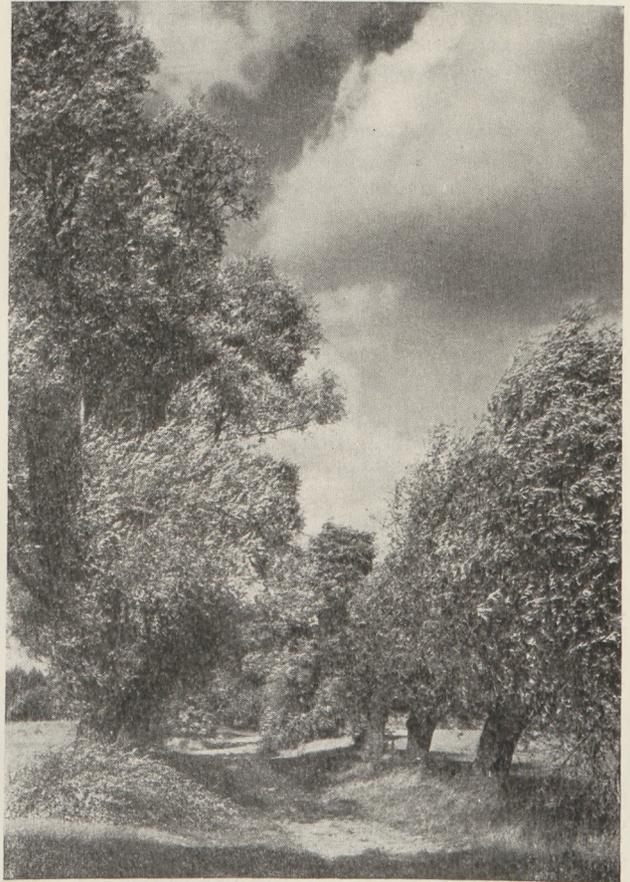
Die Vermutung, er werde diese Fahrt als unsagbar förlich empfinden, bestätigte sich nicht. Vielmehr breitete sich in ihm allmählich das Gefühl einer Selbstverständlichkeit aus; als der Zug über die Oderbrücke in Stettin fuhr, war eine Melodie in seinen Ohren, und, die Worte dazu suchend, fand er, daß es ein altes Lied war: Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland geht unsere Fahrt.

Es war vor mehr als einem Monat gewesen, als er an Bord eines deutschen Ozeandampfers, von einer amerikanischen Konzertreise heimkehrend, flüchtig und gelangweilt den Anzeigenteil einer deutschen Familienzeitschrift überflogen hatte. Obwohl er nur mit halbem Bewußtsein bei der Sache war, blieb sein Blick auf einer Anzeige hängen. Er hatte innegehalten, sich ausgerichtet, den Kopf geschüttelt und dann genickt. Da hatte ein Wort gestanden, das nunmehr sein Denken in Anspruch zu nehmen begann, und eine Welle von Gefühl, Erinnerung und Vergangenheit in ihm emporsteigen ließ.

Lübchow, so hatte das Wort geheißten. Seltsam — es mochte viele Orte dieses Namens im Deutschen Reich geben, aber er wußte gleich, daß es nur das eine sein konnte, das pommersche Lübchow.

Eine Gutsbesitzerin bot ihr Haus mit Garten und voller Verpflegung ruhebedürftigen Großstädtern als Sommeraufenthalt an. Ruhebedürftig: ein altmodisches

Wort, aber es hatte Gregor Kircher tief betroffen. Ruhebedürftig, ja, das war er seit langem. Und obwohl er versucht hatte, abzustreifen, was da eben auf ihn eingedrungen war, hatte er noch am selben Abend ein paar Zeilen geschrieben, nach Lübchow in Pommern: Ob er nach Pfingsten ein Zimmer bekommen könne, auf unbestimmte Zeit. Kirchner hatte er unterzeichnet, so wie er es immer zu tun pflegte, wenn er nicht erkannt werden wollte. Sein Sekretär wußte das, und die Briefe mit der kleinen Namensänderung kamen



regelmäßig an. Vielleicht wußte man in Lübchow nichts von dem großen Pianisten Kircher — aber es war derselbe Name, der auf den Grabsteinen dreier Generationen auf dem Lübchower Dorfriedhof stand —, vielleicht wäre man doch aufmerksam geworden.

Von dieser Stunde an hatte das Bild eines kleinen strohgedeckten Hauses über der festlichen Bläue des Ozeans gestanden, und es war nicht zu verschweigen gewesen. Stimmen waren in seinem Innern aufgeklungen, die er längst erstorben geglaubt, und er hatte ihnen zugehört, erstaunt, beglückt.

Und dann hatte er sich verrückt gescholten, sentimental, und hätte die Anmeldung am liebsten wieder rückgängig gemacht. Was hieß das: Heimat, Vorektern? Er hatte diese Heimat als kleiner Junge verlassen, damals, als der Rantor Kircher Lübchow verlassen

hatte, um dem begabten Kinde das Musikstudium in der Stadt zu ermöglichen — dann war die Welt sein Wohnort geworden — und doch: zu Hause hatte er sich nirgends gefühlt, ohne doch eigentlich Heimweh zu haben. Heimat war seine Musik, und sie war überall.

Dennoch fuhr er jetzt, einen Monat später, der Landschaft zu, die seine Vorfahren bewohnt, und die seine Kindheit gesehen hatte. Jede Umdrehung der Räder brachte ihn Lübbow näher, und nun war es ihm auf einmal, als habe sich dies alles nicht zufällig ereignet, sondern folgerichtig entwickelt, von jener Stunde auf dem Schiff an bis zu dieser. Und sonderbar erschien ihm jetzt eigentlich das andere — daß er, der die ganze Welt bereist hatte, nicht früher auf den Gedanken gekommen war, diese Fahrt zu unternehmen.

Alt war er inzwischen geworden und müde. Wie hieß doch das Wort? Ruhebedürftig, ganz recht. Aber wo gab es Ruhe, außer in der Musik?

Sein Auge umfaßte das Bild der Landschaft draußen, die schon beinahe etwas Vertrautes für ihn hatte. Der Wind trug den feucht-süßen Duft der Wiesen herein, Kircher atmete tief, und wußte nicht einmal, daß er es tat.

Ein offener Landauer holte ihn in Schivelbein ab, so war es brieflich verabredet worden. Kircher lächelte ein bißchen, als er den großen gelben Wagen erblickte. Er hatte seit Jahren nur D=Zug, Schiff und Auto benützt. Er kannte die Sprache der Eisenräder, der Schiffssirenen, des Kraftwagenmotors, das Gebell der Hupen. Es waren Geräusche für sein empfindliches Ohr gewesen. Das Klappern der Pferdehufe jedoch, das Rollen der Räder auf der Landstraße war Rhythmus.

Kircher saß, in die blauen Polster zurückgelehnt, und ließ die Blicke gleiten. Der Wind trug ihm den Dunst der schwitzenden Pferdeleiber zu, und auch dies weckte Erinnerung. Wenn er seitlich an dem Kutscher

vorbeisah, erblickte er die wippenden Pferderücken, taktmäßig, wie eine Melodie.

Die Allee ging schnurgerade. Unter ihrem Blätterdach strich der Wind kühlend entlang. Bald danach bog der Wagen in einen Waldweg ein, und dann war nichts mehr, als nur der Rhythmus des Fahrens, die geheimnisvolle Waldstille, Geruch von Harz und Staub und Tier.

Der Wald brach ab, Äcker kamen wieder, Häuser, Scheunen, Schuppen.

Der Flieder blühte noch, während die Rotdornknospen schon rote Spitzen hatten, und die schweren Blüten der Pfingstrosen neigten sich auf den Beeten, als der Wagen in die Toreinfahrt des Gutshofes bog. Über die Treitreppe des Herrenhauses hingen die blaßblauen Dolden der Glyzinien hernieder, Rhododendron, in allen Farben blühend, umsäumte das Haus.

Langsam und umständlich stieg Gregor Kircher aus. Ein fremdes Haus — fremde Menschen. Aber es war der Boden der Heimat, den er jetzt betrat. — —

## Stettin — ein Fischhaus

Ein alter Spruch, der sich im Stadtarchiv zu Neval befindet, erzählt von den norddeutschen Städten des 15. Jahrhunderts folgendes:

**Köln** — ein Weinhaus

**Braunschweig** — ein Zeughaus

**Halberstadt** — ein Frauenhaus

**Magdeburg** — ein Barkhaus

**Lübeck** — ein Kaufhaus

**Hamburg** — ein Brauhaus

**Rostock** — ein Malzhaus

**Stettin** — ein Fischhaus

**Danzig** — ein Kornhaus.

HERMANN GLANDER:

## Pommersche Erntebrauch

Wir wandern durch das weite pommersche Land.

Ein schmaler Pfad schlängelt sich durch das rauschende Korn, es raunt und flüstert, wenn der Wind leise, kaum hörbar, darüber streicht. So weit das Auge reicht, sehen wir das leichte Gewoge des gelben Ahrenmeeres.

Die Frucht steht auf den Feldern und harrt der Ernte.

\*

Die letzte Juliwoche und die erste im August sind die hohe Zeit des Landmannes. Das Korn ist gereift und die Ernte setzt ein. Die Felder bergen die Arbeit und auch den Verdienst eines Jahres — in wenigen Wochen muß der goldene Körnersegel geborgen und unter Dach und Fach gebracht werden. Heute hat ja die Maschine fast überall die menschliche Hand verdrängt, und die Gruppen von Schnittern, die dem Landmann erst recht die Bedeutung der menschlichen Arbeit auf dem Felde klar machten, sind zumeist verschwunden. Das Korn wächst heran, ohne daß jemand dabei viel helfen kann, und wird durch die Maschine geborgen; die bewußte Handlung ist in den letzten Jahrzehnten ganz zurückgedrängt. Es bestand auch die Gefahr, die seelische Be-

ziehung zur Ernte zu verlieren und in der Ernte lediglich einen materiellen Prozeß zu sehen. Wir sind aber heute im Begriff, wieder den Glauben an die Allgewalt der Maschine loszuwerden, wir sehen in ihr etwas von Menschenhand Geschaffenes und lernen, anstatt uns von der Maschine beherrschen zu lassen, sie zu beherrschen.

Jetzt werden auch wieder die alten Sagen und Bräuche, von denen die Erntezeit erfüllt ist, lebendig.

\*

Für unsere Vordere hatte die Ernte eine hohe wirtschaftliche Bedeutung. Ihr täglich Brot hing im wahrsten Sinne des Wortes noch mehr als heute vom günstigen Ausfall der Ernte ab, und da das Leben eines Jahres mit der Ernte verbunden war, achteten sie auf das Wetter, auf Regen und Dürre und sahen böse und gute Geister miteinander streiten. Für sie war das Rauschen und Raunen des Kornes nicht einfach damit erklärt, daß sie sagten, der Wind bewegt die Ähren; sie sahen allerlei dämonische Gestalten im Feld ihr Wesen treiben. Die Mittagsfrau oder das Kornweib gingen durchs rauschende Ahrenmeer, der Kornwolf jagte, die Wetterkatze schlich im Korn, oder die

Roggenmuhme hatte sich im Felde versteckt. Hexen wisperten und lispelten im Korn, Wald- und Wichtelmänner schlüpfen durch die Ähren, und wenn ein Gewitter niederging, glaubten unsere Vorfahren, Allvater Wotan lasse sich auf die Erde nieder. Auch heute noch spielt der Alte eine große Rolle, eine Wotangestalt, die auf wildem Ross mit wehendem Mantel und schwarzem Hut übers Feld jagt. Oftener nennt man den Alten auch den milden Jäger und läßt für sein weißes Pferd die letzte Garbe stehen.

Wir mögen heute über diese Vorstellungen lachen, dem Menschen früher war das alles Wirklichkeit und er rechnete in seinem Handeln mit jenen Gestalten.

Auch zeitlich war die Ernte festen Regeln unterworfen. Allgemein ist heute noch ihr Beginn der Jacobstag (25. Heuert — Juli) oder der Margaretenstag (13. Heuert) oder der Dominiktag (4. Ernting — August). Am Tage des Erntebeginnes durfte ebenso wie an Sonn- und Feiertagen kein Gericht gehalten werden. In manchen Ortschaften wurde der Erntebeginn vom Dorfschulzen bestimmt oder von der Versammlung der Bauern, bisweilen nach einem Probemähen oder Probedrusch, beschlossen.

\*

Um eine rechte pommerische Ernte mitzuerleben, müssen wir in die Vergangenheit wandern: in die Zeit vor dem Kriege, als der Landmann noch nicht die Mähmaschinen übers Feld rumpeln ließ und die Dreschmaschinen noch nicht auf dem Felde die Garben schluckten. Da gingen die Schnitter noch in Gruppen aufs Feld, um ihre Sensen waren bunte Bänder gewickelt, und ihr Tun vollzog sich nach altem Brauch. Dann fiel im Schwingen der Arme ein Schwalm nach dem anderen und Binderinnen fügten die Halme zu Garben und stellten die Garben in Mandeln auf.

In jener Zeit lebten die pommerischen Erntebräuche noch überall.

So laut und fröhlich die Schnitter und Schnitterinnen nach vollbrachter Arbeit beim Erntefeste sind, so tief ist aber auch das Schweigen, wenn die Arbeit beginnt. Es ist ein alter Brauch, und er wird nicht nur in Pommern, sondern auch allgemein in Deutschland geübt, daß der Schnitterzug schweigend ans Werk gehen muß. Gelegentlich wird auch die erste Garbe von einem Kinde geschnitten, und die ersten Ähren werden als Sitz der Fruchtbarkeit aufgefaßt und deshalb besonders behandelt. Sie werden für die Kornmutter kreuzweise gelegt und im kommenden Frühjahr in die Furche eingearbeitet.

\*

Die glühende Sonne macht die Rehle trocken und der Rücken schmerzt — trotzdem besonders Vorsorgliche nach altem Brauch drei Ähren sich aufs Kreuz gebunden haben —, da ist es verständlich, daß sich der, der nicht gerade auf dem Felde zu tun hat, durch einen Trunk von der harten Arbeit loskauft. Kommt der Herr nun aufs Feld, so kann es ihm passieren, daß er von einer jungen Schnitterin mit einigen Halmen gefesselt wird und sich nur durch Bier oder Branntwein befreien kann. Meistens genügt aber auch schon das Versprechen, einen auszugeben.

\*

Die Garben stehen jetzt auf dem Felde.

Die Hauptarbeit in der glühenden Sonne der Juli- und Augusttage ist vollbracht und es bleibt nur noch eins: die Frucht in die Scheuer zu bringen.

Da ist es denn Zeit, daß die Mithelfer an der Ernte sich versammeln und in fröhlichem Feste der Ernte den rechten Abschluß geben.





# FW

FS

Sand war sengende Glut —  
Aber die salzige Flut  
Kühlte die Körper und machte sie frisch.  
Jauchsend jagten wir uns;  
Spritzend haschten wir uns,  
Wurden Geschwister von Qualle und Fisch

**Juli — August: Zeit der  
schönsten Sommersonne!**

**Zeit der Ferien, des Aus-  
ruhens für den Städter!**

**Tage des sorglosen Umher-  
schweifens für die Jugend!**

**Hitlerjugend ist auf großer  
Fahrt, Jungen und Mädels.**

**Durch alle Gauen des Vater-  
landes wandern sie, sin-  
gend und spielend und  
schauend.**

**Sie erleben die Herrlichkeit  
der weiten Heimat.**



# SWIM!

Waren am Lande wir schwer,  
Machte das wogende Meer  
Uns so leicht wie die Möve im Flug.  
Leuchtend der Glast uns umfing;  
Leuchtend die Stunde verging,  
Da die schimmernde Woge uns trug.

Wieder lagen am Strand  
Wir im glühenden Sand,  
Schlossen die Augen und sanken in Schlaf.  
Sonne brannte uns braun,  
Und mit leisem Geraun  
Uns das Rauschen der Wellen traf . . .

Heinrich Anacker



Vorher sind noch einige symbolische Handlungen zu beachten.

Beim Schluß der Ernte werden die letzten Halme für Mäuse, Vögel und Dämonen einfach stehen gelassen oder auch zusammengebunden. In Pommern ist der Brauch verbreitet, sie zu einer Puppe zu binden, man tanzt um die Kornalke oder den Kornmann herum oder springt über die Puppe hinweg. In manchen Gegenden wird sogar die letzte Garbe männlich ausgeputzt, mit einer alten Hose, einer alten Weste und einem alten Hut bekleidet und auf den Hof gebracht.

Dann beginnt das frohe Erntefest.



Fot. Teschke

Der Vorschnitter läßt alle Schnitter im Kreise oder in gerader Reihe antreten, läßt die Sensen im Takt streichen und sie auf Kommando zur Erde neigen. Dabei sagt er das Streichlied auf:

„Ich habe vernommen, daß der Herr ist gekommen.  
Heute ist der Ehrentag, daß ich ihn schnüren mag  
Mit einem groben Band um seine feine Hand.  
Ist mein grobes Band zu schlecht,  
So ist mein Ehr und Wunsch doch recht.  
Mit lieblichen Dingen, mit lieblichen Sachen,  
Ich habe nicht Zeit, viel Komplimente zu machen —  
Das Band, das muß gelöst sein, mit Trinkgeld  
oder Branntwein.“

Auch jetzt kennt man noch den Brauch des Bindens. Der Herr wird mit einem Halm von der jüngsten Binderin gefesselt und mit folgendem Spruch begrüßt:

Hier komm ich mit meinem Bändelein,  
Unser Herr, der muß gebunden sein.  
Fürchten Sie sich nicht vor diesem Kranz,  
Er ist fürwahr kein Rosenkranz,  
Er ist auch nicht von Diestel und Dorn,

Sondern von unſ' Herrn sein feines Korn.  
Wenn Sie mirs wollen nicht übelnehmen,  
Und sich vor meiner Rede schämen,  
Dann werd ich das Bändelein gleich wieder  
abnehmen.“

In manchen Gegenden Pommerns trägt die lustige Schar der Schnitter den Kornalken mit auf den Hof. In der Varziner Gegend sagt man dazu folgenden Spruch auf:

„Guten Tag, ihr Herren allzumal, wieviele sind in  
diesem Saal!  
Wir kommen hier eingetreten, kein Mensch hat  
uns hergebeten.  
Wir haben uns recht bedacht und einen Alten  
mitgebracht —  
Der ist nicht von Diestel und Dorn,  
Sondern von Blumen und reinem Korn.  
Wir haben gebunden, in heißen Stunden,  
Wir haben geharkt, daß der Sand so staubt.  
Wenn wir dann zurückkehren, sehn die Mahlzeit  
vor uns stehen,  
Von dem Kessel in den Löffel, von dem Löffel in  
den Mund —  
Dabei laß uns der liebe Gott gesund.“

Und nun beginnt der Festschmaus und Festtrunk — das Lustbier —, der Alte erhält dabei einen Ehrenplatz an der Tafel und schließlich vereint der erste Tanz alle. Der erste Tanz gebührt dem Herrn und seiner Frau, in ihren Händen halten sie den bunten Erntekranz, der mit dem Zug feierlich auf den Hof gebracht wurde.

\*

Alles das gleitet jetzt an uns vorüber.

Wenn der Wanderer wieder übers Land geht, sieht er statt des rauschenden goldenen Ahrenmeeres braune Stoppelfelder.

Felder, die darauf harren, bestellt zu werden, um im nächsten Jahre wieder Frucht zu spenden.

HANS FRIEDRICH BLUNCK:

## Der Heidenstein

Oft, wenn das Mädchen, vom Vater zum Bierholen ausgeschiedt, den langen Weg zum Krug am Dorfende lief, mußte es darüber nachdenken, wie weit die Welt hinterm allerletzten Haus noch sei, wie vieles es gab, von dem sie noch nie etwas erfahren hatte. Die Abendsonne machte es, daß man auf solche Gedanken kam, braunrot schien sie aus der weiten Sandheide ins Dorf hinein, oder der Himmel leuchtete so feuerfarben im Salzdunst der fernen See.

Aber das war es nicht allein. Das Mädchen wußte, viel anderes verbargen die Erwachsenen noch; es wußte, wieviel an Unbekanntem sich schon hinter dem großen Heidenstein aufhob, der, ein uralter Grabrest, sich am Weg zur Marsch aufhob — riesengroß, als wollte er andeuten, wie ungeheuer die Welt wurde, wenn man erst über seine Grenze schritt.

Kinder gingen nicht allein beim Landstein vorbei. Die Eltern sahen es nicht gern und die Leute erzählten sich Geschichten von Heiden, die noch unter ihm

wohnten. Nein, die Mutter hatte wohl recht, Kinder sollen nachts nicht am Heidenstein entlang gehen. Sie gehören, auch wenn sie schon dreizehn werden, nach dem Abendbrot in die Stube — außer, wenn sie für den Vater, weil er so spät am Schmiedefeuer hat Hufe beschlagen müssen, einen Krug Bier vom Dorfwirt holen müssen.

Und gerade heute läßt die Sonne den fernen Landstein aufbrennen, daß es wie rotes Blut in die Sandgruben ihm zur Seite niederrinnt.

Aber was diesen Tag noch wunderlicher macht: In der Dorfwirtschaft ist Besuch. Wie das Mädchen mit ihrem Krug durch die Schankstube läuft, sieht sie, Dullenstine ist gekommen, ein großes, gelbhaariges Weib, das alle im Dorf kennen. Und Dullenstine ist nicht allein; sie ist mit einem jungen Spielmann eingekehrt — wie könnte so einer anders aussehen als kraushaarig, mit flackernden Augen, wenn er die Geige anhebt. Auch Bauern sind da, die scherzen grob und derb mit der Frau, die sie von einsther kennen. Sie können nicht einmal ihren Mund halten, als Dullenstine ein Lied tanzt und der Geiger dazu den Bogen hebt — traurig ist der Spielmann, daß die Bauern ihre lauten Scherze dazwischen gröhlen. Das Mädchen muß ihn wieder und wieder anstarren, mitleidig, mit aufgerissenen Augen, so sehr es seine Blicke abzuwenden sucht. Aber auf einmal, während der Wirt ihm den Krug vollzapft und sich alle nur um Dullenstines Lied kümmern — auf einmal hat der Spielmann, dem kaum jemand zuhört, dem Kind am Schanktisch fröhlich zugewinkt. Wirklich, er winkt ihm, während es wie behext den schwirrenden Lauten der Geige folgt.

Der Wirt hat den Bierkrug gefüllt; er will das Kind bange machen und lacht sich den Bierchaum durch den Schnurrbart. „Sieh, den hat Dullenstine sich unterm Landstein rausgerufen!“ flüstert er heiser; aber dann poltert er los: „Willst du nun wohl rasch nach Haus!“ Ihm ist ärgerlich, wie das Kind den Geiger anstarrt — ein ordentliches Kind solchen verlumpten Fahrenden!

Es scheint ihm überhaupt an der Zeit, den Sing-sangzigeuner und Dullenstine aus seinem Haus zu weisen, derlei Besuche enden sonst mit Messer und Gericht, das kennt er. Also schafft er Ordnung und setzt aus der Tür, was Unruh bringen könnte. Gerade, wie das letzte Licht den Landstein berührt, tappen das fahrende Weib und ihr Freund wieder den Weg nach Westen zu. Von der Schmiede aus kann man sie sehen, kann sehen, wie sie um den Stein biegen und jäh verschwunden sind — wie aufgeflogen, als ob der Stein die Menschen frähe. Aber das Mädchen, das, die Stirn ans Fenster ge-

drückt, den beiden nachschaut, hat es nicht anders erwartet. Wenn die Heiden nachts unterm Landstein aufstehen, so werden sie sich abends zueinander finden. Wenn keiner vom Dorf sie bei sich haben will, warum sollten der Fremde und Dullenstine sich nicht unter den Stein begeben, zu den armen Verzauberten, die kein Mensch mehr ruft? Bei der Vorstellung, daß niemand die Nächtigen will, die so gut und gespenstisch wie der geigende Spielmann sind, fühlt das Mädchen, wie ihm die Tränen in die Augen fahren. Unruh, Mitleid und ängstliche Zärtlichkeiten für das Unterirdische, das einen anschauen kann wie der Geigenmann im Krug, strömen in ihr auf. Während sie vom Fenster aus dem Licht im Westen folgt, bebt ihr kleiner Leib: Frost und Hitze durchfahren ihn, bis der Schatten des Steins groß wie die Heide wird. Einmal sollte man auch den Nächtigen gut sein, wünscht das Kind, ach, Mitleid und Wunsch lassen sich kaum bergen!

„Hast deine Schularbeit gemacht“, fragt die Mutter im Vorbeigehen, „was träumst du, Berta?“ Sie nickt, gehorsam, so gehorsam, wie sie immer ist. Aber sie wartet, daß ihre Mutter aus der Tür geht und weiß, daß sie heut noch etwas Verbotenes begehen wird, und wenn sie dafür geschlagen würde und hungern müßte. Der Gedanke, daß sie für ihren Ungehorsam leiden könnte, lockt ein trockenes Schluchzen in ihr hoch.

„Hab was vergessen“, sagt sie gleich darauf zum kleinen Bruder, der nach ihr verlangt und zu Bett gebracht werden will. „Berta muß noch zum Wirtshaus.“ Sie hat wirklich vergessen, daß sie auf zwei Groschen einen halben zurückhaben sollte, gerade jetzt fällt es ihr ein. „Der Kröger muß mir noch Geld wiedergeben“, erklärt sie ihm so, wie er es der Mutter nachsagen wird. Dann stiehlt sie sich aus der Kammer und eilt mit fliegenden Gliedern von dannen. Nicht die Landstraße läuft sie — einen Brombeerweg durch Eichbusch und Ginster weiß sie, sie lief ihn oft mit andern Mädchen, und zwar immer so weit, daß man den geheimnisvollen, verhexten Stein betrachten und sein Gesicht suchen konnte. Oft genug haben die Kinder ihn einander gezeigt, scheu, ehrfürchtig und auf weitem Abstand — gute Kinder gehen nicht in seine Nähe! Aber heute ist alles anders, heute ist auf einmal ein Wildes, Unheimliches in dem Mädchen, dem alles gut ist, was schlecht war, dem das Unheimliche süß scheinen kann bis zum schlummernden, tödenden Dunkel. Über das letzte Brombeerlaub tappen die Schritte, das Herz schlägt laut, aber es ist zugleich herrlich abenteuerlich, das Blut klopft dem Mädchen bis in die Kehle.

Noch weiter —

## Bitte, rufen Sie uns an!

Wir stehen Ihnen behufs Beratung in allen Fragen der Gas- und Wasserversorgung jederzeit kostenlos zur Verfügung. Haben Sie Ihren Hausstand mit Gasgerät ausgerüstet, das Ihnen hilft, Zeit und Geld zu sparen? Wir liefern es Ihnen in gediegener Ausführung auch gegen bequeme Monatsraten.

Tischherd nur 50 Pfg. je Monat, Junkers Quell, fix und fertig angeschlossen, nur 2,- RM. je Monat, Gasgerät für die Hauswasche nur 92 Pfg. je Monat; Gaskühlschrank nur 8,71 RM. je Monat; Eigentumsverwerb nach 3 Jahren; Gasherd nur 1,75 RM. je Monat, Brat- und Backofen nur 70 Pfg. je Monat, Gas-Badeofen nur 2,54 RM. je Monat; Eigentumsverwerb nach 5 Jahren.

Die Liste der der Gaseinheit angeschlossenen Handwerker und Eisenwarenhändler, deren Betriebe durch das Zulassungsschild gekennzeichnet sind, liegt in den unterfertigten Dienststellen zur Einsichtnahme aus.

## Gaseinheit Städtische Werke

Stettin, Kl. Domstr. 20, Tel. 319 09; Jasenitzer Str. 3, Tel. 207 97; Altdamm, Gollnower Str. 195, Tel. Altdamm 657; Greifenhagen, Fischerstr. 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenhagen 43

Aber es rührt sich nichts um den Heidenstein. Nur das Halbdunkel flimmert und vom Dorf in der Mulde leuchten die Lichter auf. Da faßt das Mädchen solchen Mut, es beginnt zu singen — eine kleine Kinderweise, ein Tanzstück ist es. Wie ruft man wohl sonst die unter der Erde?

Und als niemand auf das Lied hervorkommt und der Stein hoch und schweigend steht und sich nicht regt, beginnt das Kind zu tanzen, wie die Kinder sich Sonntags auf der Straße vorm Krug drehen, wenn die Musik nach draußen schallt. Und es hüpfst und singt dazu, hüpfst und singt rund um den Stein, die Augen halb geschlossen vor Furcht und ahnender Erwartung.

Hoch stehen die ersten Sterne, ein Wind fährt und rauscht im tiefen Kraut. Sieben Lieder lang tanzt und singt das Mädchen die Heiden wach und es hört einen Widerhall und es sieht die Nacht wie den Blick des Seigers — rundum sind viel Augen, viele, die sie ansehen.

Aber niemand kommt, der seine Hand nimmt. Und plötzlich geht es wie Erwachen über das Kind, klagt es leise auf im Schreck über den Stein, über seinen Tanz, flieht es mit jagenden Füßen ins Dorf zurück, nicht wissend, woher ihm der Mut zum Ungehorsam, woher der Mut kam, dem Heidenstein so nahe zu sein und so nahe vor ihm zu tanzen.

ERICH SCHULZE

# Ich male Menschen

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß der, der sucht, viele Wege gehen muß — Wege und Irrwege. Ich ging auf die Reise mit der Überzeugung, ein Landschaftsmaler zu sein oder doch wenigstens einer zu werden. Nach drei Jahren kam ich zurück mit der Gewißheit: wenn ich überhaupt ein Maler werden könnte, dann würde meine bessere Seite die Darstellung des Menschen sein.

Seit fast einem Jahr nun habe ich Zeit und Ruhe gefunden, endlich daranzugehen, Rechenschaft abzulegen, ob meine Wanderjahre von mir in rechter Weise genutzt oder ob sie vertan waren als törichter Jungensstreich.

Was ist denn von den drei Jahren geblieben? Keine Landschaft, kein Porträt — nichts ist getan in diesen Jahren, außer am Wege aufgeschriebenen Zeichnungen. Nichts äußerlich Sichtbares ist geblieben. Zu Fuß, mit dem Rad, mit Eisenbahn, Auto und Dampfschiff bin ich herum vagabundiert, und nichts blieb? Eine Sehnsucht blieb, ein schmerzliches Verlangen nach dem Menschen.

Wenn ich schon lange undeutlich, nur noch wie hinter Nebeln, die Landschaft, in der sie mir entgegentraten,



Fot. Knuth

kaum noch wahrzunehmen vermag, dann werde ich mich noch aller, aller erinnern und sie klar und deutlich vor mir sehen, als wären sie mir heute gerade begegnet. Den Ziegenhirten sehe ich dann am Regel des Atna: grau, faltig, zerrissen ist seine Haut wie die Rinde des Berges, an dem er seine Herde hütet, und wie das Brot, das er mit mir teilt. Dann sehen wir uns an und sprechen wenig: Was sollen wir auch viel erzählen; seine Welt ist groß, weit über das blühende Sizilien sieht er gen Morgen und gen Abend, und sie ist doch nicht größer als die Weiden seiner Herden.

Mit der guten, alten Graziella unterhalte ich mich häufig oben in Anacapri, wenn die laue Nacht vom Monte Tiberio herabfällt. Sie lächelt, die Alte, und auch die Nacht. Wann lächelt sie nicht, die Nacht in Anacapri und die gute alte Graziella! Ihre Augen sind ganz wie die der Waldfrau, die in unseren Kindermärchen so lautlos und gütig wandelte. Und so ist auch ihre Stimme.

Und Maria, die kleine Piemonteserin, ob sie noch immer schläft, leise im Schlaf vor sich himmelmelnd? Schlank und biegsam liegt sie wie eine zarte Blüte unter hundert anderen Blumen; ein kleiner Kopf, wie der einer Gazelle, ruht auf dem dummen, jungen Händchen; die braune Locke weht mit dem Winde leicht über die Stirn, wie ein Falter so zart, und über die Träume der kleinen Schläferin. Ist sie einer der Engel Fra Angelicos? Man kann das gar nicht so genau sagen, und ich würde dem nicht glauben, der mir beweisen wollte, sie wäre die Tochter des krummen Oswaldo, der unweit seine Ziegen in die Hürden treibt.

Pater Anselmos weißer Bart begegnet mir hier und da, und seine weiche Hand ist Balsam in erregter Stunde. „Bete und arbeite“, sagt der alte Franziskaner; dabei streicht er mit der Hand liebevoll durch das Silber seines Bartes und lächelt auf geheimnisvolle Weise, und dann weiß ich kaum noch: sehe ich nicht etwa den alten Windmüller aus Ostfriesland? Längst schafft sein Sohn in der Mühle; von der Bank in der Sonne hört er ihr Klappern, lieblichstes Geföh in seinen Ohren. Und auf anderes hört er noch, das nicht von

dieser Welt. Feiertag nach einem Leben voller Arbeit steht in diesem Gesicht geschrieben, Sorge und Leid haben ihre Runen hineingezeichnet. Nun kommt der Friede seines Alters, streicht alles Kleinliche versöhnend aus. Seine harten Hände liegen auf den Knien, schwer und bedachtsam erzählend von immer tätiger Unruhe bis zu diesem Tage. Wie leicht decken diese müden Hände segnend den Scheitel eines Kindes! — Alles das ist geblieben von den Wanderjahren. Ausgezogen bin ich, die Landschaft zu suchen, und habe den Menschen gefunden.



Fot. Kroth

## Zwei lustig Vertelltes ut dem Rügewollsche Amt

### De Schaulmeesterprüfung

'n ganz Wiel is dat all her, segge wi eis, dat was to dere Tied, as de Preisters in 'e Schaul noch wat to teren häre un de Lehrers von ehr inset't ware miest, denn lant in Lanzig de Hochwürdig Supperdint Erdt. Hei was soa richtig ull Oberhirt un sin Unersehpers un Scheperknechts, wat de Preisters un Rösters weere, un kregen von em so ehr Instrukschon, dat de leuwe Gemeindegang un Lämmers up ehre Weed ok dat passend Fräten sine deere.

Nu schull in Görshage eis eie nieg Schaulmeester makt ware. Ma seggt dat hüt woll alles so hen, dat was früher kein Kunst nich, awerst so einfach gung dat bi alledem doch nich, denn einmal gaw dat nich väl davan, dei diese Poste vörstake kümme, wiel allerhand verlangt wurd', un denn wurd' dat Geschäft ok ma recht mieß betahlt. Na gaut, Erdt fraug bim Gemeindevörsteher nah, off hei em woll ein geeignet Per-son vörtschlage künn. „Woll, doatau mießt Schniere

Haas' gaut to brüke sin“, meint de Schult, un Schniere Haas' wurd' tom Exame bestellt.

Hei kamm an. Awerst de Buxe fludderte em doch ganz bannig, as hei nu in dat Amtszimmer mit all de dicke Bükers dem hoge geistliche Häre schejeäwer satt un dei denn anfang mit eine Stimm', as wenn hei de bäwerst Weltenrichter weer: „Der Schulze sagt mir, Ihr hättet Lust, Schulmeister zu werden; was meint Ihr dazu?“ H: „O ja, Herr Supperdint, ick glom, dat war ick naug trecht kriege.“ „Hm — könnt Ihr denn lesen und schreiben?“ „Dat schull ick meine, Herr Supperdint.“ „— Wißt Ihr auch in der Bibel Bescheid?“ „Awerst sicher, Herr Supperdint.“ „— Na, denn wollen wir mal sehen. Abraham hatte einen Sohn mit Namen Isaak; Isaaks Sohn hieß Jakob; wer war Jakobs Großvater?“ — „Schniere Haas' sinnt un sinnt, awerst hei bringt dat nich rut. Sup.: „Nun?“ — „Herr Superdint, ick weit in 'e Bibel tämlich Bescheid, awerst dit krieg ick nich rut.“ „So geht einen Augenblick in den Garten und überlegt es Euch.“ —



Mönchguter Fischer beim Tanz

Fot. Ehlert

Haas' rast de Stieg up un dal, hei bliwt stahn un kiekt in 'e Refsbeereboom, hei sett sick up de Venk, frett sick de Fingernägel av un riwt sick de Kopp: „Awer nee, wotau brüke de ulle Bälz ok weite, wo Jakoppe si 'e Großvater heite ded, wat schäle se doamit?“ As hei so in sinem geistige Kampf sick awrackt un nich mehr ut un in wüßt, dunn kamm de Prüfungsmeeister em nah, wiel dem de Tied all lang wurd' un fragt: „Nun, habt Ihr's?“ „Ne, Herr Supperdint, dat ward nist.“ „So nehmt die Frage mit nach Hause und bringt mir in drei Tagen die Antwort.“

De Schniere versprak alles un gung, awer licht was 't em nich um 't Hart, un so fast heile em de deipe un ewige Gedanke von Jakopp sine Großvaderschaft, dat hei nicht mal, as hei dörch Krolow kamm, Möller Noßke sach, dei vöre Dör stund. Dieß markt gliek, dat bi sinem Fründ wat nich ganz in Ordnung was. „Minsch, wat hest du denn vör 'n Weihdag, dat du mi nich mal gun Dag seggst?!“ röppt hei em an. Haas' vertellt sine Rummer. De Möller lacht ut vullem Hals: „Du Schapskopp, här ick ball seggt. Besinn di eis. Riek: Ick heww eine Sähn, un mi 'e Sähn hätt werre eine Sähn, denn bin ick doch dem kleine Sähn si 'e Groß-

vater.“ „Warrastig, Awer, du hest recht.“ Un nu päst (rennt) unß' Schniere de Landstrat trügg nah Lanzig, de Hand fast up 'm Bussem, as künn hei dat leiw Geheimnis werre verleise (verlieren). „Herr Supperdint, ick hewwt, ick hewwt“, bölkht hei dem all von wierem (weitem) tau, as dei em vör 'm Dörpbegägent, „ick weit nich, dat ick mi nich gliek doaräwe besinne künn!“ Sup.: „Na, wie heißt also Jakobs Großvater?“ „Dat is ja Möller Noßk', Herr Supperdint!“

Schniere Haas' wurd' Schaulmeeister von Görshage, wiel hei sin Prüfung bestunne här.

### De ull Prew

In 'e Bitt (das Dorf Witte) bim Bittersee, doa sind de meeste Inwahners Fijcherslüd un bekannt is ok, dat von dere männig eie „Priebe“ heite ded, wiel dieß' alle von dem ulle Prieuwe abstamme, dei sin Dag väl Spaß makt hewwe schall. Vör allem ward von em vertellt, dat hei nich lang fackle ded un sick in jere Dag to helpe wüßt.

Na, 't was Sünndag un Winterstied. Prew wull sine kleine Nahkömmling döpe late. Alle weere se doa, de Verwandtschaft, de Sevadders, de Häbammsh un wat süste noch alles kümmt, wenn Rindelbeier is. Awerß bute schneigt un stümmt dat, as wenn de Wilt unnergoa schull, un keie wull anspanne un nare Kirch henfahre. Wieldeß gung de Wiese an 'e Klock immer wiere, un ut de Räk rok dat all so leinlich, dat ehr allere dat Water im Mul toplope ded. „Ach wat“, säd de ull Prew, „wi wille dat alleine make, Mudder bring eis 'n Waschschöttel un e bißke Water!“ „Um des Himmels willen, nee Vadder, dat geht nich, wat seggt denn de Preister doataul!“ „Schieß, dei ward nich so schlimm sin, bring her!“

Hei möckt de Sak mit allem Jrnst, kort un bünnig, un denn geht 't ran an 'e Disch, wo de Grütt all stund un luert.

De Klatsch is ut, de Gäst goa nah Hus, un dat ward Mandag Morge. Prew här sick awerß de Schlap noch nich ganz ut de Ogene pult, dunn heil hei all de Vörladung vör dat geistlich Gericht in sine Hand. Wiel em nu doch woll nich so ganz einfach to Maud was, dacht hei doaräwe nah, wo hei sick eine geeignete Vörpräker besorge künn, un wiel em doabi grad infull, dat de Preisters ok nich von 't Wurt Gottes allein läwe deere, gung hei in 'e Stall, packt sick dat lüttsche Kalv

up un marschiert los in Richtung Barzwick tom Pape,  
un sine ültste Söhn Jehann namm hei mit.

Se weere doa. „So, Jehann, du teiwst hier bute  
solang mit dem Kalo, ick war eis rinne goa to em.“

— „Sun Dag, Herr Prädger.“ „Schönen Dank,  
Priebe, — aber was habe ich gehört, Ihr habt ja  
Euren Jungen am Sonntag selbst getauft?“ — „Ja,  
Herr Prädger, dat was soa schlecht Wärer, dat ma  
keine Hund rutejage mücht, de Baders weere doa, de  
Grütt was gar, un dunn döpt ick em sülwst.“ „Wie  
habt Ihr das denn gemacht, Priebe?“ „Na, ick leit  
em Water up 'e Kopp lecke un säd doabi: „Willem, ick  
taufe dir im Namen des Baders un des hilligen Geistes.  
Amen.“

„Ja, Priebe, wo bleibt aber der Sohn?“

— „Dei steit bute vöre Dör bim Kalo, Herr  
Prädger!“

Wat de Priester denn noch seggt hett, weite wi nich,  
awerst hei schall naher, as de ull Priew ohn dat Kalo  
nah Hus ging, eie ganz fründlich Gesicht makt heiwwe.  
M. Giese.

## Tage auf Rügen

Von Heinrich Zerhauken

### Gewitter an der See

So unbeweglich hält der Baum  
wie Spielzeug, das zerbreden muß.  
Die Schwalben streichen flach im Raum,  
Die ganze Luft riecht wie nach Ruß.

Im Meer steht eine gelbe Wand,  
Als sei die Welt hier plötzlich aus.  
Der Himmel schiebt mit schwerer Hand  
Noch rasch ein Segelboot nach Haus.

Dann springt der Wind wie losgemacht,  
Mit Schaum vorm Mund, in wildem Lauf -  
Und ehe, daß er sich bedacht,  
Reißt er dem Meer die Flanken auf.

Das brüllt und stürzt und wirft sich tief.  
Der Baum fühlt grenzenloses Weh  
Und spürt die Angst, die in ihm schließ:  
Er lebt! In Schmerzen zuckt die See.

### Paßtell

Der Blick auf einmal faßt es nicht,  
Was da hat Gott sich aufgebaut:  
Das graue Meer, der weiße Gischt,  
Ein Himmel, der darüber blaut.

Der Strand macht sich so winzig klein.  
Und wenn die Wellen zärtlich sind,  
Zieht er die kleinen Füße ein  
Und tut, wie ein verspieltes Kind.

Der Wald läuft einem Wölkchen nach  
Und wagt verliebt sich weit hinaus.  
Die kleinen Wellen sehn ihm nach  
Und schütten sich vor Lachen aus.

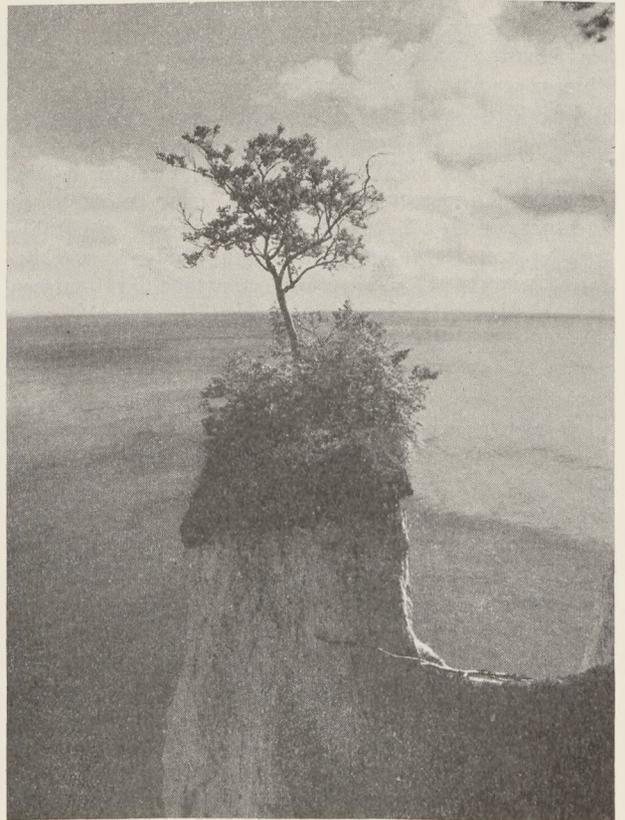
Bis daß er's merkt und wütend dreht  
Und haut sie auf den losen Mund.  
Die Sonne auf der Lauer steht,  
Ich weiß, sie brennt mich rundum wund.

## Besucht das schöne Binz!

Am südwestlichen Ufer der von bergigen Wal-  
dungen umkränzten Prorer Wiek, geschützt  
vor den rauhen Ostwinden, liegt das Rügen-  
bad Binz. Durch seine Lage ist es nicht nur  
in der Hauptsaison eines der beliebtesten Plätze  
der Ostsee, sondern auch zu Frühjahrs-, Herbst-  
oder Winterkuren wie wenige andere Orte  
geeignet. In zahlreichen Hotels und mehr als  
200 Villen gewährt Binz reiche Auswahl be-  
züglich der Unterkunft, wie auch Gelegenheit  
für Eigenwirtschaft (Küchenbenutzung, Privat-  
pensionen mit und ohne Verpflegung) hin-  
reichend vorhanden ist.

Schöne Promenaden und eine 200 Meter lange  
Landungsbrücke mit dem Restaurant auf dem  
Brückenkopf sind der Mittelpunkt des gesell-  
igen Lebens des Bades. Binz hat ein Frei-  
lichttheater, ein Gesellschaftsbad, ein Warm-  
bad, ein Inhalatorium und Kurbrunnenaus-  
schank. Dem Sportliebenden ist vielseitige  
Gelegenheit zu Reit-, Fahr-, Segel- und  
Schwimmsport gegeben.

Durch die glückliche Verbindung von Seeluft  
und Waldluft ist Binz zur Erholung und Kräf-  
tigung besonders geeignet. Darum auf nach  
Binz, wo die Freude an erhabener Natur und  
ein ungebundenes, fröhliches, geselliges Leben  
für die wenigen Wochen, die das Jahr an  
Ferien schenkt, einmal den Alltag vergessen  
lassen.



Die Haubentlinke auf Rügen

Fot. Glorius

# Das schnellere Schiff

In einem stillen Fjord der Nordlande gibt es einen aufgeregten Sonntag. Vollmond-Vars, der reichste Besitzer der Umgebung, erscheint bei der Kirchfahrt auf einem nagelneuen amerikanischen Segelboot, wie man es noch nie auf dem Fjord gesehen hatte. Seine Tochter, die schmutze und stolze Segel-Brita, gab dem schnellen Schiff den Namen „Leuchtfeuer“ und rühmte seine Vorzüge gegenüber den anderen Fischerbooten. Vollmond-Vars verstieg sich beim Schnapstrinken sogar zu einer abenteuerlichen Wette: Wenn es binnen heute und Jahresfrist einem hier gebauten Boote gelingen sollte, bei der Kirchfahrt von den fünf Höfen um das Leuchtfeuer herum früher am Bollwerk festzumachen als die „Leuchtfeuer“, dann soll der Mann im schnelleren Schiff sein Schwiegersohn werden. (Neu hinzukommenden Abonnenten wird das letzte Heft auf Anforderung kostenlos übersandt.)

(1. Fortsetzung.)

Aber so waren nun die Leute dort, daß sie um keinen Preis das sagten, was die andern sich dachten. Segel-Brita wurde zwar dunkelrot, als ein ganzer Schwarm von schnatternden Frauensleuten sie mit der Neugierigkeit erwischte, schon zwei Augenblicke später, nachdem Vars drinnen beim Händler geprahlt hatte. Aber Brita sagte nur, sie würde die „Leuchtfeuer“ dann selber steuern, damit der arme Mann im schnelleren Schiff beim Pastor nicht erst lange auf sie zu warten brauchte. So stand die Wette also fest.

War das Einpassieren von Vollmond-Vars an diesem Sonntag schon ein Ereignis gewesen, so war seine Abfahrt gegen Abend geradezu ein Fest. Das ganze Bollwerk entlang johlten die Leute und riefen Brita, die in der „Leuchtfeuer“ am Ruder saß, derbe Ratsschläge zu. Auf ein Lied, das der Schulmeister in diesem Sommer neu eingeführt hatte, war plötzlich ein Spottvers gedichtet und der ganze Hafen lang, während die drei Boote auf dem glatten Wasser vom Ebbestrom langsam in den Abend hinausgeführt wurden. Hoch in die Lüfte hinein glühte die Riesenwand in der untergehenden Sonne. Vollmond-Vars war wirklich ein großer Mann, der es immer wieder so einzurichten verstand, daß man eine Zeitlang über ihn zu reden hatte.

Der Hafen in seinem Felsenkessel kam erst spät zur Ruhe. Dann aber stand eine mondlose, schwüle Nacht unbeweglich über dem schwarzen Wasser, das mit der Flut langsam über den Schlammstreifen kroch. An dem Stück Himmel oben zwischen den Felswänden hingen einige Sterne unbeweglich wie meilenhoch aufgehängte Lampen und gaben das graue Licht herunter, das den Felsenkessel erfüllte. In den Häusern war kein Fensterchen mehr hell. Im hinteren Hafenvinkel aber waren Sabber-Vars und sein Geselle noch wach. Es war so schwül, daß der Alte nicht in die stickige Hütte hineingewollt hatte. Er lag die Flasche neben sich, mit verwinkelten Gliedern auf dem Haufen Hobelspäne. Man sah nur den Schimmer seines Gesichtes und des Hemdes auf der Schwärze der Jacke. Die Füße des ungefalteten, überlangen Körpers bewegten sich zuweilen an Stellen,

wo gar keine Füße mehr sein konnten. Manchmal fing der Zimmermann gurgelnd zu schnarchen an, worauf ihn der Husten dann immer wieder sofort weckte. Dann brummelte er schimpfend vor sich hin, kam halb hoch, spuckte aus, trank, ächzte und legte sich wieder. Nach einer Weile zuckten dann die Füße wieder auf wie zwei fremde Tiere, die gekommen waren, einen alten Zauberer zu belauern.

Der Junge aber saß ganz regungslos in der Finsternis an der Hauswand. In seinem Kopf kreisten Gedanken wie fremde Vogelsjüge umher. Brita war zu kriegen. Seine ganzen überspannten Wünsche waren durch das Ereignis dieses Sonntags aufgestört. Die Riesenwand schimmerte unendlich in der Dunkelheit über der Werft. Ein Stern saß eine Zeitlang oben auf dem Rand, als wenn sich ein fremdländischer Hirte aus dem Innern mit einer Jackel über die Tiefe neigte, um dem Jungen eine Botschaft zu bringen, daß es Zeit für irgend etwas war. Einen Augenblick löste sich die Jackel, daß es einem schwindelte. Aber dann hing bloß ein Stern mehr am Himmel.

Schließlich konnte der Junge es nicht mehr aushalten, daß er nie darüber sprechen konnte, wie man eigentlich mit allem dran war. Und der Alte sprach dieses erstemal mit Tuch-es-brennt. Er holte die Fußtiere zu sich und hockte sich auf. Während er seinen Holzkrater von einer Pfeife passend anzündete, stand das verwüstete Gesicht im Bartgestrüpp aufglühend da, als habe sich ein Geist der Tiefe soeben aus der Finsternis abgefondert und liege da zwischen kreuz und quer gestellten Baumstrünken überlanger Gliedmaßen. Es war das erstemal, daß sich jemand ernsthaft mit dem Jungen unterhielt.

Natürlich redeten sie sachlich vom Schiffsbau. Es zeigte sich, daß der alte Grauwolf die „Leuchtfeuer“ unter ihre Planken und in alle Spanten und Verbände hinein durchschaut hatte. Oh ja, der Kumpf war gut. Aber mit dem Holz, das sie lagern hatten, wäre ein solches Boot recht gut auch hier zu bauen, wenn jemand das Geld dran wenden wollte. Der Alte krächzte und spuckte vor Geringschätzung. Die Wettfahrt — nun, da gab es überhaupt noch Mittel, von denen die Wikinger Bootsbauer früher gewußt hatten; damals erkäufte man einen Gefangenen, um das Boot mit Hilfe der Seele noch besser als bloß mit Segel und Ruder zu regieren. Spuk — nun ja! Die Seelen der Ertrunkenen im Meer sind aber dazu zu kriegen, daß sie von unten her am Steven anpacken. Jawohl, so ein Boot schmeißt sich beim Wenden im Seegang auf dem Hinterteil herum. Platsch, liegt so einer mit dem Ding unterm Kiel sofort auf dem andern Bug, wo der Mitsegler mit flatterndem Zeug erst mal sein Stückchen zurücktreibt.

Der Alte streckte seine überlangen Beine, daß es krachte. Gefahr wird sicher wohl dabei sein. Die Seelen der verunglückten Toten sind ja alle wie die wilden Tiere, und wenn es bloß ein Schulmädchen gewesen wäre — hüte dich! Vorteile kriegt der Mensch eben nicht geschenkt. Und schon das Mittel, das anzuwenden ist, verlangt Mut. Die drei großen Kupfer-

nägel, die den Beschlag am Steven festhalten, muß man, während die Kirchenguhr Mitternacht schlägt, in das Grab eines Ertrunkenen treiben — das heftet die Seele an das Boot. Ja, Sabber-Vars würde es bei dem Husten nicht lange mehr machen. Aber das wäre wohl noch eine Sache, ein amerikanisches Boot zu bauen, das der „Leuchtfeuer“ vorjegelte. Erstens war das mit dem Bau nur halb so schlimm und zweitens konnte man ja die bewußten Nägel in den Stevenbeschlag hauen. Ja, wenn einer dazu Mut hätte, dann würde er, Vars Varsjohn, schon für das Geld sorgen.

Die Sache, die da im Dunkeln nach der Hauswand herübergemurmelt wurde, war dem rothaarigen Jungen mehr als unheimlich; sie war verdächtig. Im Nordlande ist man genötigt, genau abzuschätzen, was für Fahrwasser man vor sich hat. Juch-es-brennt begriff zur Genüge, daß der Alte ihn hier ohne irgendein Wohlwollen in ein Unternehmen hineinziehen wollte, bei dem er selber die Hosen zu schonen gedachte. Freilich, es konnte ein großes Glück für Juch dabei geben und solche Vorteile kriegt der Mensch, wenn er nichts besitzt als sich selber, nie geschenkt. Soweit war alles klar. Und wenn die Seelen der in Unfrieden gestorbenen Toten wie die wilden Tiere sind, so kam es wohl nur darauf an, keine Bange zu haben. Denn sie können ja bloß als Erscheinungen vor den Augen herumgaukeln und gefährlich tun, das weiß man ganz genau, und den Schaden kann sich nur der Mensch selber zufügen, so wurde allgemein gesagt. Eigentlich war es nur der alte Bootsbauer selber mit seiner greisenhaften Tücke und der Rache hintenherum, der den Jungen bedenklich machte. Juch grinste mit kalten Lippen. Wie kam er, der Gemeindelump, dazu, für die Feindschaft der Großen unter die Gespenster zu gehen? Daß er so erbärmlich war — das allein verschaffte ihm diese ungeheuerliche Aussicht aufs Glück.

Juch legte den Kopf an die Hauswand zurück und starrte feindselig die Riesenwand empor. Oben kamen jetzt an zwei Stellen zugleich die Fackeln der fremdländischen Hirten zum Vorschein und dann plötzlich kamen noch fünf andere. Eine tolle Festlichkeit von Auffunkeln und Luftsprung flimmerte jäh auf der fernen Höhe und schwebte dann im Raume. Was kommt es eigentlich auf die vielen Sachen an, die eine hinter der andern da sind und noch sein werden, wenn man in einem einzigen schwebenden Augenblick nur leben kann!

Juch sagte bedächtig, er traute sich die Sache vielleicht zu, und sie besprachen noch in dieser Nacht den Bau des neuen Bootes. Der Alte nannte es schon „Siegerin“. Das Geld brauchte sie nicht zu kümmern. Als Schwiegerjohn von Vollmond-Vars konnte Juch alle Schulden bezahlen. Das ärgerte Juch innerlich. Der Junge wußte aus bitterer Erfahrung genau, wieviel er als Mann hier im Hafen wert war. Hier war genau der Punkt, an dem mehr drohte, als er jetzt sah. Segel-Brita war doch trotz allem des Alten Brudertochter. Wo steckte nur die Tücke? Nun ja, draußen auf der „Siegerin“ würde er die Sache allein durchzuführen haben — höchstens noch mit dem toten Fremden, der unten im Wasser am Steven zu schieben hatte. Bei dem mußte man sich vor dem Bangewerden hüten. Wenn er zu erscheinen versuchte, und draußen bei der Arbeit war das doch möglich! Ach, nur erst auf der „Siegerin“ über den Achtersteven spucken und hinaus aus dem Felsenkessel hier, hinaus, wo man Brita auf der „Leuchtfeuer“ jagen würde! Oh, Juch hatte seine Tricks! Es war wohl nicht abzusehen, wie es dann

weitergehen sollte, aber es war auch nicht nötig, mehr als den großen Augenblick zu sehen, in dem die Boote nebeneinander schäumten und man sich als der schnellere Segler bewähren würde!

In den Wochen, die jetzt kamen, wurde es rasch zum allgemeinen Gespräch, daß auf der Bootswerft hinten im Hafen ein Schiff gebaut werden sollte, welches die „Leuchtfeuer“ schlagen könnte. Zuerst glaubte man nicht recht an die Sache, weil es ja schwer denkbar war, daß jemand anders als der Händler das Geld an einen solchen Wettstreit wenden könnte. Und dem Dickwanst gedieh es viel zu gut, daß er Witwer war, als daß er nach einer unruhigen Braut hätte streben sollen. Aber dann konnte man das Spantenwerk des Schiffes schmal und hoch auf seinem flossenartigen Kiel entstehen sehen. Und man begriff: Sabber-Vars schmiß sein letztes Geld hin, um die Herausforderung anzunehmen.

Die Fischer im Hafen nahmen jetzt natürlich von Herzen Partei für den alteingesessenen Bootsbau, und Vollmond-Vars konnte Sonntags wohl spüren, daß man ihm eine nette, kleine Niederlage gegönnt hätte. Es hieß, daß der Händler sich bereit erklärt hätte, Sabber-Vars, wenn nötig, noch Geld zu borgen. Bei der verschlossenen Art der Leute im Nordland kam niemand recht hinter alle Zusammenhänge. Aber schließlich war ja auch die Hauptsache, daß das neue Boot überhaupt entstand. Als der Schnee fiel, war schon der größte Teil der Planken angeschlagen. Es war die reine Hexerei, wie Sabber-Vars seinem schwarzen Eichenholz zuredete und aus alten nordländischen Wrackstücken mit seinen unheimlichen Händen und Armen eine schlanke Amerikanerin formte. Jeder im Hafen war stolz auf diese neue Sehenswürdigkeit. Man konnte sagen, daß Vollmond-Vars schon jetzt einen Punkt verloren hatte.

Wenn im Winter viel Schnee gefallen war, trat man von den fünf Höfen immer einen Gehsteig aus, der über die Felsen der Eisleiter hinweg nach dem Hafen führte. Von der Höhe des Grates aus sah man dann den kleinen Hafenort tief in seinem Felsenkessel in der klaren Winterluft deutlich unter sich liegen. Alle Dächer standen mit scharfen Umrissen in dem gelben, zertretenen Schnee um die Häuser herum gezeichnet. Der Hafen war im Winter leer, weil alle Fischer dann auf den großen Fang aus waren. Im Hafenvinkel unter der großen Steinwand aber ragten die Köpfe der Spanten am Körper der entstehenden „Siegerin“ empor, von Schneeleisten zierlich nachgezogen. Die kleine Schmiede rauchte. Dort machten sie jetzt die Beschläge des Bootes. Während am Südfjord die „Leuchtfeuer“ in der Winterruhe hoch auf dem Strande lag, holte die „Siegerin“ stetig den Vorsprung auf.

Vollmond-Vars wurde es langsam klar, daß sein hinterförmiger, älterer Bruder, von dem er eine Aufsehung der Rachsucht beinahe ersehnt hatte, sich jetzt wirklich aufgemacht hatte. Vollmond-Vars spuckte aus. Das war doch keine bedrohlich daherklotzende Männer- rache, die genau in der Lücke auftaucht, wo man dem andern, beim Teufel nun ja, in den Zaun gebrochen ist. Das war so eine verstoßene Hantierung an weitentlegener Stelle, wo es sich schon gar nicht mehr richtig um Vollmond-Vars, sondern bloß um seine Tochter handelte, die in ihr Spielzeugboot vernarrt war. Es wurde dem großen Bauern natürlich kaum bewußt, daß der alte Hexenmeister da unten ihm durch den unmöglichen Cohtersmann das Mädchen im Ernst ab-

holen könne; diese seine Brita, die ihrer Mutter jetzt so schmerzlich ähnlich war. Blödsinn, so etwas zu denken. Das Unheimliche war ein bohrender Gedanke, daß all solcher Blödsinn da unten doch nicht tatsächlich der ganze Plan sein konnte!

Nachdem Vollmond-Vars das zweitemal Sonntags von der Höhe hinab auf den Hafen gesehen hatte, schloß er sich unten mit dem Händler privatim ein. Der vorsichtige Mann läßt einen Drachen nicht brüten, auch wenn die Eier ziemlich sicher taub sind. Aber Vollmond-Vars hatte sich den Griff ins Nest zu leicht gedacht. Der Händler war einer von den Leuten, die furchtbar gern hoch über allen Sachen stehen und die das Bedauern richtig genießen, daß sie einem nicht gefällig sein können. Im Hafen, wo man jetzt in Abwesenheit der Fischer viel Zeit zum Klatschen hatte, sickerte noch am selben Abend durch, daß Vollmond-Vars versucht habe, den Juch-es-brennt von Obrigkeit wegen aus der Gemeinde zu entfernen. Wenn es auf eine einwandfreie Art hätte geschehen können, wäre der Händler wohl dazu heranzukriegen gewesen. So aber konnten die Veteranen der See über eine Abfuhr des Bauern schmunzeln. Wieder ein Punkt für die „Siegerin“! Vollmond-Vars hatte bei den Frauensleuten überhaupt schon als Britas Vater von Anfang an einen Punkt weniger. Beim Händler, der ihm die Sache mit Juch hatte abschlagen müssen, jetzt eher drei als keinen. Vier Punkte also hatten die „Siegerin“ und Juch-es-brennt schon aufgeholt, bloß dadurch, daß Vollmond-Vars die Zeit nicht abwarten konnte. Freilich, inzwischen ging auch Brita vor und die machte es, ohne daß es jemand ahnte. Sie spionierte Juchs Segelkünste aus.

Der Händler grunzte jetzt beinahe wohlwollend, als er den rotköpfigen Burschen um diese Winterszeit wieder einmal brauchte, um den Tank des Leuchtfeuers draußen aufzufüllen. Der dicke Hafengott mußte selber auch mit. Im Winter bedeutete das Auffüllen eine harte Segelfahrt und man mußte zu zwei Mann im Boot sein. Rein Fischersmann lunoerte jetzt herum, der sich gern einen Taler verdiente. Mit Juch im Boot konnte der Händler es aber doch schicklich so einrichten, daß er nur zur Aufsicht mit hinausging. Unter der Dienstmütze abtönd, in seine Sachen gepackt wie ein Sack voll Gummischwarten, machte er mitten im Boot den Ballast und bediente die Fock. Um sich Bewegung zu machen, übernahm er auch das Schöpfen. Das machen die jungen Bengels überhaupt niemals sauber genug. Und immer kurz, ehe Juch wendete, ihm Schneidha „Ree“ kommandieren — oh, Juch kannte diese Hafenmeistersfahrten. Juch sang die Romandos nach und machte mit dem Boot genau, was er wollte. Es war schön. In Juchs tiefstem Innern nur war noch ein winziger Eispflücker von Verachtung dieses Getues, das trotzdem Herr über sein Leben war. Viel wichtiger war jetzt die Freude, daß man segelte und seine Kunst ausüben konnte, wenigstens vor den Augen von Fels und Wolken.

Aber gerade diese Fahrt geschah vor noch zwei Wochen hoch auf dem Felsen, vor denen eine feste kleine Hand immerzu widerspenstige Haarsträhnen wegwischen mußte; denn über den Grat und den Fjord hin stand der Wind frisch aus West trotzdem der Tag sonnig war. Man konnte diese Fahrt dicht an den Klippen im Winter nur bei Niedrigwasser machen, wenn der See ganz am schwächsten war. Brita wußte das genau. Und keiner der beiden Männer, die dick ver mummt und

wortlos da unten mit dem Boot unterm Sitzeil auf- und niederwippend durch den Fjord aufkreuzten, keiner ahnte, daß in diesem Augenblick die „Leuchtfeuer“ ihrerseits hoch über ihnen einen Punkt aufholte.

Auch Segel-Brita hatte noch kaum daran gedacht, daß sie selber als leibhaftiger Preis etwas mit der Wettfahrt zu tun hatte. Die Mädchen nehmen eine Angelegenheit immer bloß von der Ecke aus, die ihrer Natur gemäß ist, und das ist nicht die schlechteste ihrer Gaben. So dachte und handelte Brita in dieser ganzen Sache so überlegt, als wäre sie ihre „Leuchtfeuer“ selber. Segel-Brita hockte also an diesem Nachmittag oben auf dem Grat im Schnee und studierte sorgfältig das Segeln von Juch-es-brennt. Die „Leuchtfeuer“, die jetzt auf dem Ufer des Südfjords unterm Schnee stillliegen mußte, durfte sich auf Brita verlassen, daß kein Punkt unnötig verloren ging. Und hier war das so: jeder Steuermann malt doch seine eigene Handschrift mit dem Kielwasser, und wo man einen Mann auf der See vorzusegeln hat, ist es ein großer Vorteil, seine Art im voraus zu kennen. Deshalb war Brita hier oben.

Das Boot arbeitete sich schräg durch die Dünung und Brita war atemlos vor lauter Aufpassen, wenn die Wendung an der Riesenwand kam und Juch seine besondere Kunst ausübte, so durch den Wind zu drehen, daß sich das Segel fast sofort wieder füllte. Brita mußte zugeben, daß der schmierige Rotkopf ein toller Kerl war. Er schien es aus Spaß förmlich darauf anzulegen, mit dem Heckbrett des Bootes jedesmal einen Querstrich auf der Riesenwand anzumerken. Man sah richtig, wie der Hafenmeister sich immer besorgt nach unten verdickte, wenn es auf die Wand losging. Wie der wohl schimpfte! Brita meinte, wenn sie zum Beispiel der zweite Mann im Boote gewesen wäre, dann hätte das Spiel noch begeisternder gemacht werden können.

Aber vor allem sah sie, daß also Juchs Stärke war, erst im letzten Augenblick durch den Wind herumzugehen, so daß man ihn sicher schwer ärgern konnte, wenn man ihm beim Wenden mit einem anderen Boot den Platz ein bißchen beengte. Im Wettlauf mit einem Gegner, der keine Fehler macht, kommt es dann auf die Stelle an, bei der seine Kaltblütigkeit am leichtesten meguärgern ist und das ist natürlich die Hantierung, in die er verfliebt ist. Segel-Brita war zufrieden.

Segel-Brita begann jetzt übrigens ganz nett an Juch-es-brennt zu denken, nachdem sie wußte, wo sie ihn äraern konnte. Manche Mädchen werden nur auf diese Art zu guten Kameraden. Man kann die Welt nicht ändern. Auch das Leuchtfeuer auf der „ertrunkenen Ruh“ draußen, das Brita abends von ihrem Fenster aus sehen konnte, hatte jetzt eine neue, freundliche Bedeutung bekommen, nachdem Brita beobachtet hatte, wie Juch-es-brennt ihm das Petrol brachte.

So hätte alles im nächsten Sommer einen guten Wettkampf geben können, wenn nicht Vollmond-Vars durch seine erste Niederlage zu schwer gereizt worden wäre. Der Bauer hatte keine Lust, für die phantastischen Zimmerleute im Hafenvinkel den Seeanstand ihrer Pläne zu bilden. So einer war Vollmond-Vars ganz und gar nicht, und wenn es Geld kostete! Sehen Ende des Winters ging er zum zweiten Male los und diesmal schien es eine Zeitlang mit der „Siegerin“ überhaupt aus zu sein. Diesmal faßte Vollmond-Vars den Händler gleich richtig an.

In dem winterlichen Leben des Hafenortes war der dicke Geldverdienen ja unter lauter Weibslenten und Greifen, die alle auf Vorschuss aus seinem Laden lebten, gewaltig und einsam wie ein kupfernes Standbild, das von 12 bis 1 Uhr nachts unter die Leute gehen darf. Da war es für Vollmond-Vars nicht schwer, den Hafenkönig bei vertraulichen Trinkereien herumzukriegen. Später kam ja heraus, daß der Kaufmann ihm damals alle Schuldschreibungen des schwachsinnigen Bootsbauers verkauft hatte. Es waren vier unscheinbare Zettel. Diese Zettel aber gaben Macht über die „Siegerin“; gegen sie konnte alle Kunst und aller Fleiß der Arbeiter im Hafenviertel nicht an. Wer über den Parteien steht und das Recht hat, eine Dienstmütze aufzusetzen, der hat keinen Grund, das Geld wieder außer Sicht laufen zu lassen, wenn sich's von selber zeigt. Ohne die späteren Ereignisse wäre der Handel, den sie da abgeschlossen hatten, auch nie bekannt geworden.

Jedenfalls war der Kaufmann dann eines Vormittags, kurz ehe die Fischer zurückkehrten, in der kleinen Schmiede aufgetreten, wo sich Sabber-Vars und Tuch an den Bootsbeschlägen warm feilten, und hatte ihnen eröffnet, daß er die „Siegerin“ von Obrigkeit wegen pfänden müsse, solange Sabber-Vars seine Schulden nicht bezahlen würde. Jemand, bei dem der Hafenmeister Zahlungen zu leisten hatte, habe Vars' Forderung leider an Stelle von barem Gelde bekommen, das gerade gefehlt hatte. Kein Mensch hätte damals denken können... man weiß ja, wie Kaufleute dies Lied singen. Und nun schickte der böse Mann den Pfändungsbehl. Das Postschiff war tatsächlich an diesem Morgen in den Hafen gekommen.

Es gab ein großes Gemunkel unter den Alten und den Frauensleuten, die die einzige Bevölkerung des Hafenortes ausmachten. Ja, so kam das Unglück immer von hinten an die Menschen heran! Schade um die „Siegerin“! Aber jedes Haus hatte jetzt seine Leute draußen beim Fischfang und man sorgte sich schon ohnehin all die Winterwochen hindurch. Was ging das neumodische amerikanische Boot schließlich den Hafen an? Der Alte hatte Arbeit genug, um zu leben, wenn er nur wollte, und das gepfändete Holz würde ja wohl kaum nach auswärts weggeholt werden. Der Alte konnte es partienweise zurückkaufen so wie er es bei der Frühjahrsstickerarbeit brauchte. So saßen Sabber-Vars und Tuch-es-brennt plötzlich auf Grund fest.

Viele Sachen, über die man mit dicken Köpfen gesprochen hat, zersehen in dieser Welt rasch und spurlos, sobald eine Geldsumme genannt wird.

Tuch-es-brennt war völlig betäubt von dem Mißgeschick der „Siegerin“, das ihm jetzt auch ganz selbstverständlich vorkam. Er war eben so verrückt gewesen, wie es die Leute schon immer gesagt hatten. Die Steinwand über dem Hafen ragte plötzlich wieder kalt und hart aus dem Wasser und in der Hütte stank der kalte Rauch des hunariöen Elends. Sabber-Vars aber war einiae Tage so brustkrank daß er sich kaum reate, wieder abfuhr. Er war eben besessen von seinem amerikanischen Plan.

Sabber-Vars reiste nach dem Süden. Der Händler mußte ihm wohl Aufschub wegen der Forderung geben, und er war bei dieser Unterredung mit dem krummen

und schrecklich hustenden Riesen merkwürdig verlegen. Er mahnte den Alten, doch auf seine Gesundheit achtzugeben. Er sollte sich doch nicht mit einem Boot ruinieren, das ihm kein Fischer hier zum richtigen Wert abkaufen könne. Er mußte ihm aber die Schuldverhältnisse und den Sachwert der ganzen Bootswerft mit seinem Stempel bescheinigen. Wenn eine Bank darauf Geld leihen wollte, ging das den Händler schließlich nichts an. Was den querköpfigen alten Mann eigentlich so antrieb, begriff der Kaufmann nicht. Um einen wohlhabenden Bruder zu kränken, kann ein tüchtiger Kopf doch mancherlei Wege finden. Und wenn der Alte seine Glieder auseinanderklappte und geradezog, sah man doch, daß noch allerhand Kerl aus dem Haufen entstand, wenn er auch erschreckend ausgezehrt war. Warum hatte er sich nie gewehrt, zum Teufel! Der Händler wußte nicht, daß sich dies zerstörte Gemüt dumpf an den einzigen Plan klammerte, den es noch hatte fassen können, und daß die ungeheuerlichste Umständlichkeit dieses Planes für den Alten nichts wog im Vergleiche dazu, daß es ohne diesen Plan nur noch die Leere gleichgültiger Zeiträume geben konnte.

Die Frühjahrsstürme waren schon vorüber, und rings um die Häuser des Hafens stank auf allen Felsrücken jetzt der Tang des Winters in der Frühlingssonne — durchdringend, beruhigend und nahrhaft. Damals kam Sabber-Vars tatsächlich mit dem Gelde zurück. Er hatte drunten in einer Stadt krank gelegen und sah etwas geradegeraogen, aber grau wie ein Gespenst aus. Tuch hatte die Werft, so gut es ging, in Betrieb gehalten. Jetzt würde die „Siegerin“ also doch fertiggebaut werden. Es herrschte große Aufregung im Hafen.

Als aber die Unterschrift wegen des Geldes geleistet werden mußte, stellte sich heraus, daß Vollmond-Vars der geheimnisvolle Gläubiger gewesen war. Die Neuigkeit hatte etwas Bedrohliches an sich und einige Sonntage kam Brita auf der „Leuchfeuer“ allein gesegelt. Indes hielt das Argernis nicht lange an. Man hat genug zu tun, sich als Mensch zwischen Wind und Wasser und Felsen zu behaupten. Die Gesinnungen der Menschen sollen zwar nicht auch noch unheimlich werden, aber das ging ja schließlich die Brüder allein an.

Auf Sabber-Vars jedoch mit seinem ganzen schiefwinkligen Wesen wirkte die Erkenntnis, daß sein gewalttätiger und glücklicher Bruder den Racheplan bereits durchschaut hatte, so erschütternd, daß er sich hinlegte und in wenigen Tagen dahinstarb. Der lange, krumme Zimmermann war im Grunde wohl einfach feige. Er redete kein Wort mehr. Tuch-es-brennt erhielt nichts von Vermächtnis oder Auftrage durch den Alten. Der grobe, unheimliche und kunstreiche Handwerker, dessen Arbeit seit 50 Jahren in allen Booten des Fjords steckte, ging einfach weg. Es ist out, daß wir manches in dieser Welt nicht durchschauen: das Wissen um ein Sterben so stummer Art müßte sich vielleicht sonst wie ein kantiger Steinblock auf uns legen. Tuch erhielt auch nicht einen freundlichen Blick, obwohl er dem Sterbenden dienste so gut man das im Elend kann. Der Alte schien eher eine besondere Tücke auf den Notkopf zu haben und Tuch hätte besser getan, darauf zu achten.

Der alte Bootsbauer wurde hinter der Kirche beerabten. Der Pastor ließ das während der Woche besorgen, um kein Argernis wegen Vollmond-Vars her-

vorzurufen. Gleich nachher erfuhr Juch-es-brennt beim Händler, daß der Alte ihn zum Erben der verschuldeten Bootswerft und der „Siegerin“ gemacht hatte. Der verblendete Junge hatte eine Art Freude, daß der kranke Lars bei aller Wunderlichkeit offenbar doch etwas von ihm gehalten habe. Juch wußte nicht, daß es schrecklich ist, wenn alte Leute schweigend sterben.

Daß Juchs Erbschaft viel wert war, konnte man nicht behaupten. Es war für den Jungen aber die Hauptsache, daß er weiter leben und an den Booten des Fjords arbeiten konnte wie bisher. Jeder lebt ja am einfachsten so, wie er's von klein auf von den andern gesagt bekommen hat, dann stimmt immer alles. An die Wettfahrt dachte Juch als sorgenvoller Werftbesitzer kaum mehr, und auch die Fischer fanden es selbstverständlich, daß diese unruhige Herbst- und Winteridee aus der Welt war im Sommer, wo der Klippfisch wieder oben in der Sonne stank und an den Booten die Ölfarbe. Jetzt gab es die gute Arbeit. Die „Siegerin“ war aus dem Rennen ausgeschieden. Es war übrigens nur noch wenige Wochen bis zum Ablauf der Wette.

Da mußte es im Vorsommer geschehen, daß der Junge ohne jede Absicht plötzlich wieder in die Sache mit der Wettfahrt hineingestoßen wurde. Es kam eines jener seltsamen Ereignisse, in deren Folge sich ganz einfache Geschichten, die alltäglich dahinschleichen, in Wahrheit in einem jähen und erschreckenden Lauf begriffen zeigen. So rasch und geradeaus kam das Verhängnis über Juch-es-brennt und Brita, daß man nachher meinte, eine ganze Zeit über, ja schon seit Jahren müßte eine ungeheure Bosheit, die sich Zeit dafür nehmen konnte, das Unglück für die beteiligten Menschen vorbereitet haben.

Es begann mit dem Streit zwischen Segel-Brita und Juch-es-brennt; und schon daß ein solches Mädchen und der demütige Handwerker überhaupt einen Streit mit Worten, ja mit Schlägen haben konnten, war so unerhört, daß beide sich eigentlich hätten gewarnt fühlen sollen.

Es war ein Sonntag mit heißem, stillem Wetter. Aber dem Felsenkessel des Hafens lag der Himmel tiefblau und als wäre er niedriger als sonst. Nur draußen hinter der Biegung des Fjords, wo sich die Sicht nach Westen öffnete, konnte man graue, hellgesäumte Wolkenwände unbeweglich am Horizont stehen sehen. So war das Wetter übrigens schon seit einigen Tagen. Die Fischer mußten feiern. Die Boote von den fünf Höfen waren nur mit tüchtiger Arbeit an den schweren Riemen hereingekommen. Es war ein unluftiger, fauler Mittag, und man sah fast keinen Menschen außerhalb der Häuser in der schrägen, stehenden Sommer Sonne des Nordens.

Juch-es-brennt hatte sich in der Höhlung der „Siegerin“, die nun seit Monaten unberührt dastand, im Schatten auf die Hobelspäne gestreckt. Das alte, von Seewasser gebeizte Eichenholz um ihn dünstete scharf. Über ihm schien die Sonne auf den Rand des Balken- und Plankenwerks. Dahinter stieg die Riesenwand bis über alle Blickhöhe auf und warf die Hitze zurück. Juch döste faul und dachte nach, ob es sich wohl lohnen würde, seine Jacke schon diesen Sonntag zu flicken.

Da kamen Schritte draußen und tappten die Leiter herauf, und plötzlich ragte Segel-Brita in der Sonne über den Rand. Ihr Gesicht glühte in der Hitze unter der weißen Haube, und eine feuchte Haarsträhne klebte

ihr über einer Hälfte der Stirn. Die unerwartete Erscheinung stand so erstaunt da, als sei eine Wasserfrau aus dem Fjord am hellen Mittag verkleidet auf Rundschaft gegangen, ob das Meer in dieser Sommerhitze wohl noch lange naß bleiben konnte. Und da lag nun Juch ungeschickt längelang unter ihr und stierte. Keiner von beiden war an einem Platz, wo er hingehörte. Im Sonnenschein war etwas Ankündigendes wie das Riesel einer unsichtbaren Sanduhr.

Keiner von beiden hat nachher während der kurzen Zeit, die sie noch leben sollten, erzählt, was damals eigentlich gesagt wurde und wie aus zögernden und sachlichen Reden unter all dem Sonnenglaß plötzlich ein so wilder Streit entstand. Wahrscheinlich faßte es Juch-es-brennt als einen Hohn auf, daß die Herrin der „Leuchtfeuer“ das Wrack der ohnmächtigen Segnerin besichtigen wollte. Und Segel-Brita war gewiß nicht von der Art, daß sie noch Erklärungen abgab, wo ein anderer sich bereits eine Meinung über sie geleistet hatte. Je düsterer die Wut in dem verlegenen Jungen aufschwelen begann, um so kühler und boshafter kamen Britas Segenreden, und als er außer sich aufsprang, um sie die Leiter hinunterzustoßen, flüchtete das Mädchen mit dem alten Hohnruf der Hafenjunge: Juch-es-brennt! Das Sequietsche wurde natürlich gehört. Die Leute kamen. Und dann stand Juch mit flammenden, grellblauen Augen unter seinem roten Schopf auf dem Bootskörper in der Sonne und schmiß schreiend mit Holzschelten nach Brita, die sich hohnrufend in einem Schwarm von Menschen versteckte. Was im Hafen Beine hatte, lief herzu und schrie mit; es war eine ganze Meute lachender Menschen, die sich alle kannten und die alle schrecklich einig waren gegen den schmierigen Wikinger in Hemd und Hose auf seinem halbfertigen Boote. Das alte Lied vom vorigen Jahr war plötzlich wieder da, aber mit neuen Worten, die höhnisch stampften und knallten:

Juch-es-brennt!  
Segelt mit der Brita!

Damals schwur der Junge, daß er auch noch segeln würde.

Zwei Sonntage hatte Juch noch Zeit. Nun hatten sie wieder ihre Aufregung im Hafen. Juch-es-brennt ging sofort noch am selben Sonntag an die Arbeit, kalt und besessen zugleich, so wie Sabber-Lars und er an den Bootskörpern zu hantieren pflegten, wenn der krumme, kunstfertige Riese den Eichenplanken zuredete und die sich von selber unter die blinkenden Äxte zu schmiegen schienen.

Es war ein übermenschliches Unternehmen, die Versäumnisse ganzer Monate bei der „Siegerin“ nachzuholen. Juch-es-brennt schuftete wie ein Verzweifelter Tag und Nacht, aber es war fast eine Woche lang nicht sicher, ob er auch nur einen einzigen Punkt würde aufholen können. Außerdem konnte er das Boot, selbst wenn er es fertig bekam, ohne Hilfe gar nicht vom Bauplatz ins Wasser bringen. Und als Juch an diese Sache zu denken begann und auch sonst versuchte, sich von dem einen oder andern der Schiffer helfen zu lassen, da begann er noch in anderer Richtung auf Widerstand zu stoßen. Der Händler richtete es, wahrscheinlich auf Betreiben von Vollmond-Lars, so ein, daß sich kein Mensch im ganzen Hafen willens zeigte, bei diesem verrückten Bootsbau zu helfen. Und dann kam ein leichter Ostwind und alle Fischer gingen hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

# BLICK IN DEN OSTEN

## Ostlocarno

Die Ostpolitik der letzten Wochen war überschattet von Barthous Paktplänen. Barthou erschien gleich mit einem System von Pakten:

Ein nordosteuropäisches Locarno zwischen Frankreich, Deutschland, Sowjetrußland, der Tschechoslowakei, Polen und den Baltischen Staaten.

Ein Mittelmeerlocarno, das Frankreich, Italien, die Balkanstaaten und die Türkei umfassen soll.

Die Befestigung des alten Westlocarnos durch das Hintertreten Sowjetrußlands als neuen Garanten.

Der Boden für das Zustandekommen dieser Bündnisse wurde durch Reisen und diplomatische Verhandlungen geebnet, und der größte Erfolg der französischen Politik ist ohne Zweifel die Zustimmung Englands, welches das Paktssystem Deutschland und den anderen beteiligten Staaten zur Annahme empfahl. Die deutsche Stellungnahme zu allen Plänen steht fest: Ein System von Pakten wie es Barthou vorgeschlagen hat, kann den Frieden Europas niemals sichern. Die vielen gegenseitigen Garantien bedingen im Gegenteil bei auftretenden Konflikten eine Generalisierung der Streitigkeiten. Hinzu kommt, daß Deutschland durch seine geographische Lage zum Aufmarschgebiet aller anliegenden Staaten werden würde. Das Paktssystem soll nicht dem Frieden dienen, sondern Frankreichs Hegemoniepläne ihrem Ziele näher bringen. Die französisch-sowjetrußische Freundschaft hat ihre Ursache in einem militärischen Abkommen, unter dessen Druck auch England gefügig wurde. Deutschland soll die Zustimmung zu Barthous Plänen durch Zugeständnisse in der Abrüstungsfrage schmackhaft gemacht werden unter der Voraussetzung, daß wir wieder in den Völkerbund eintreten.

Deutschland ist damit geschickt unter Druck gesetzt worden. Es ist in einer ähnlichen Lage wie Polen, das gegen ein Ostlocarno genau denselben Widerstand leistet wie wir. Der erste polnische Gegenzug hat bereits begonnen: Außenminister Beck befindet sich auf einer Reise nach Reval und Riga, um über die Möglichkeiten einer engeren Zusammenarbeit mit den baltischen Staaten zu verhandeln. Selbst die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen Polen und Litauen in der Wilna-Frage beginnen sich zu glätten. Ein Beweis, daß die junge polnische Außenpolitik nicht bereit ist, im Schlepptau Frankreichs zu segeln, sondern eigene Wege gehen will.

## Russisch-französische Freundschaft und Komintern-Propaganda

Die Zeitschrift „Kommunistische Internationale“, das Organ der Komintern, feiert in einem längeren Artikel die großen Erfolge der französischen Kommunisten bei der „Massenabwehr des Faschismus“. Diese Erfolge hätten zu einem Anwachsen der Mitgliederzahl geführt. Auf dem flachen Lande würden immer neue kommunistische Zellen gebildet. Der Artikel gibt gleichzeitig die neuen Richtlinien der Komintern für die französische kommunistische Partei bekannt. Die Partei müsse eine organisatorische Festigung vornehmen, um die neuen großen Klassenkämpfe siegreich zu bestehen. Die französischen Kommunisten müßten schleunigst die „bolsewistische Kunst“ erlernen. Die Werbearbeit müsse größtmöglich ausgebaut werden. Die kommunistische Partei Frankreichs müsse sich gleichzeitig auf die Illegalität vorbereiten und hinsichtlich des Parteiapparats bereits jetzt konspirative Maßnahmen treffen. — Diese Richtlinien der Komintern für die französischen Kommunisten bilden eine interessante Illustration zum Thema der französisch-russischen Freundschaft und der in Paris jetzt sehr beliebten Auslassungen über eine „Anderung der Sowjetpolitik“.

## Gewaltherrschaft im Memelland

Die Erinnerungen an die letzten Übergriffe der litauischen Regierung im Memelland sind noch wach und schon geht eine neue Welle der Gewaltherrschaft über Memel hinweg. Das Direktorium Schreiber wurde abgesetzt und das neue Direktorium Reisgys begann seine Herrschaft mit einer Reihe von Willkürakten. Allein in der ersten Woche nach seiner Ernennung hat das Direktorium Reisgys über 150 deutsche Beamte ohne jede Entschädigung fristlos entlassen. 135 Beamte wurden nach Groß-Litauen strafversetzt. Im Dienst belassene Eisenbahnbeamte wurden zu erniedrigenden Arbeiten herangezogen und auf ihre Beschwerde wurde ihnen erklärt, daß sie keinerlei Anspruch auf Ausübung des für sie vorgesehenen Dienstes hätten. Sie sollten, bevor sie Ansprüche stellen, erst die litauische Sprache erlernen. Die Entlassungen wurden damit begründet, daß die beamteten Personen die litauische Sprache nicht beherrschen oder daß sie „staatsfeindlichen“ Organisationen angehört hätten.

Das Vorgehen des neuen Direktoriums verstößt vor allem gegen den Artikel 27 des Memelstatuts, der ausdrücklich bestimmt, daß Deutsch und Litauisch zu gleichen Rechten als Amtssprache im Memellande anerkannt sind. Eine weitere Provokation der 150 000 Memelländer liegt in der Absetzung des deutschen Oberbürgermeisters Brindlinger. An seiner Stelle wurde der Litauer Simonaitis mit der Führung der Memeler Stadtgeschäfte beauftragt.

An der Not des Memellandes tragen nächst den Litauern die Signatarmächte des Memelstatuts die Hauptschuld! Sie sehen den Willkürakten des Direktoriums unfätig zu, obwohl es in ihrer Macht liegen würde, die verzweifelte Lage des Memeldeutschtums zu erleichtern. Es sei nur an die Intervention der Signatarmächte vor zwei Jahren erinnert, die damals das Memeldeutschtum von dem Druck desselben Direktoriums Reisgys befreite.

## Die jungen Völker unter sich

Nicht nur Sowjetrußland und das kapitalistische Frankreich haben zusammengefunden. Überall im Osten Europas macht sich unter den jungen Völkern eine Annäherung bemerkbar. Überall ist man bemüht, die bestehenden Gegensätze zu mildern und die Konflikstoffe nach Möglichkeit zu beseitigen. Auf der baltischen Staatenkonferenz in Rowno beschloßen Litauen, Estland und Lettland, sich in Zukunft über ihre außen- und wirtschaftspolitischen Aktionen zu unterrichten und nach Möglichkeit im gegenseitigen Interesse zu handeln. Der Besuch des polnischen Obersten Prytor, eines Vertrauten des Marshalls Pilsudski, war der Beginn zu einem Ausgleich der polnisch-litauischen Spannungen. Die polnische Presse versucht in der letzten Zeit systematisch die Stimmung für eine polnisch-litauische Verständigung vorzubereiten. Der litauische Ministerrat hat einen Beschluß angenommen, seinen Export über Polen zu leiten, und die ersten Transporte mit Butter und Fleisch sind bereits über Polen nach der Tschechoslowakei gegangen. Die seit der Eroberung Wilnas durch die Polen unterbrochene Bahnlinie Rowno—Wilna soll wieder in Betrieb genommen werden. All das sind Anzeichen einer beginnenden Vereinigung der polnisch-litauischen Verhältnisse. Übertrieben sind natürlich die Gerüchte über eine „Wilna-Autonomie“ und die Vereinigung Polens und Litauens unter einem gemeinsamen Staatspräsidenten.

Im Südosten Europas bahnen sich freundschaftliche Beziehungen zwischen zwei Staaten an, die seit dem Kriege unausgesetzt in einem mehr oder minder gespannten Verhältnis standen: Bulgarien und Jugoslawien. Man spricht bereits von einer „Panlawistischen Bewegung“ in Südosteuropa, und Tatsache ist, daß sich in den letzten Monaten die politischen Verhältnisse zwischen den beiden Staaten entspannt haben und darüber hinaus wirtschaftliche Beziehungen angeknüpft worden sind. Er.

# BUCHBESPRECHUNGEN

## Die deutsche Volkskunde in Pommern

Diese Übersicht von Karl Kaiser über das weitverzweigte Netz volkkundlicher Forschungen in Pommern und ihre Eingliederung in die gesamtdeutsche Volkskunde entsprang wirklich einem Bedürfnis. (Erschienen im Verlag E. Bamberg, Greifswald.) Es ist eine glückliche Zügung, daß wir in dem von Luß Mackensen begründeten Greifswalder „Volkskundlichen Archiv“ so etwas wie einen zentralen Sammelpunkt für die volkkundlichen Aufgaben haben, der gleichzeitig eine Zweigstelle des „Atlas der deutschen Volkskunde“ darstellt. Gerade da wir es hier mit mehr als nur reiner Wissenschaft zu tun haben, mit einer nationalen Aufgabe, die im neuen Deutschland ihre besondere Bedeutung erhält, ist es befriedigend, zu hören, daß Pommern in der deutschen Volkskunde in vorderster Linie steht.

## Alles oder Nichts

In weitesten Kreisen Deutschlands herrscht noch immer die kräftigste Unkenntnis der einfachsten Entwicklungslinien unseres östlichen Nachbarvolkes. Namen wie Kosciuszko und Mieroslawski sind nur wenigen Deutschen ein Begriff. Und daß von diesen Männern bis zum Marschall Piłsudski, der heute in aller Munde ist, eine klare politische Linie, die Geschichte des polnischen Nationalismus schlechthin, läuft, ist auch ihnen noch meist unbekannt. Für uns aber ist es heute eine politische Notwendigkeit, uns mit der polnischen Nationalidee und ihrer Geschichte vertraut zu machen, denn nur so können wir uns mit ihr auseinandersetzen. Hier ist das Buch von Friedrich Wilhelm v. Oerzgen eine äußerst verdienstvolle Tat (Verlag W. G. Korn, Breslau. Preis 6,50 RM.). Es füllt eine von vielen als schmerzlich empfundene Lücke aus und ist geeignet, weiteres Interesse an der Beschäftigung mit der polnischen Geschichte zu erwecken. Schon der Titel „Alles oder Nichts“ kennzeichnet den Kernpunkt des polnischen Nationalismus, die Unbedingtheit ohne Kompromiß, die zuerst Kosciuszko nach dem Untergang des Königreiches zur Devise erhob. Die polnischen Aufstände von 1830 und 1863 scheiterten nicht zuletzt daran, daß sie diese bis zum Letzten gehende Radikalität nicht aufbrachten. Erst Josef Piłsudski hat sich diesen Grundsatz wieder zu eigen gemacht und ihm, allen Widerständen zum Trotz, zum Siege verholfen.

## Unsere Saar

Aus der Fülle der Saar-Literatur der letzten Zeit hebt sich das Büchlein von Heinrich Schneider „Unsere Saar“ (Verlag Edwin Runge, Berlin-Tempelhof) vorteilhaft heraus. Sein niedriger Preis von 0,40 RM sollte Grund sein, daß es von jedermann gelesen wird. Auf über 60 Seiten Text, den anschauliche Schwarzweiß-Bilder illustrieren, entwirft Schneider ein eindeutiges Bild von der Geschichte des Saargebiets: er geht auf die „Entstehung“ des kostbaren Pändchens ein, auf die Bestimmungen des Versailler Diktats, auf die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung des Gebiets und seine Ausbeutung durch Frankreich, auf das Treiben der marxistischen und separatistischen Parteien und der sogenannten Saargebietregierung. Über allem aber steht die Treue der Bevölkerung, die im Januar 1935 sich vor der ganzen Welt beweisen wird. ri.

## Atlas zur deutschen Geschichte 1914—1935

Besser und eindeutiger als das geschriebene Wort vermag ein Atlas die politische Geschichte unseres Vaterlandes seit den Kriegsjahren wiederzugeben. Aus diesem Grunde ist das von Johann von Leers und Conrad Frenzel herausgegebene Kartenbuch warm zu begrüßen (Welhagen & Klasing, Bielefeld). 116 Karten, 4 Skizzen und 18 Tabellen veranschaulichen den Heldengang des deutschen Volkes: Die

Kampfstellungen unserer Truppen auf allen Fronten, den Dolchstoß der Novemberlinge, den Irrsinn des Versailler Diktats, das Ringen der Freikorps — und schließlich das siegreiche Vordringen des Nationalsozialismus. Ein Buch voller Leben ist dieser Atlas, unentbehrlich jedem alten und jungen Deutschen. ri.

## Naturschutz im Dritten Reich

Gerade unsere Provinz ist überaus reich an Naturdenkmale der verschiedensten Art. Sie zu schützen und zu pflegen ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Den Naturschutzgedanken aber zur Herzenssache zu machen, ihn hineinzustellen in die nationalsozialistische Ideenwelt, das ist der Sinn des oben genannten Buches von Walter Schoenichen, dem Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Es will durch Erziehung und Werbung das Naturgefühl im Volke wecken und vertiefen, den Menschen wieder hinführen zur deutschen Landschaft und ihren alten Zeugen. Allen — Lehrern und Erziehern, Führern der Hitlerjugend und der Arbeitslager, den Gliedern der Organisationen „Kraft durch Freude“ und „Volkstum und Heimat“ — allen muß die Anschaffung des Buches wärmstens empfohlen werden. Es erschien im Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde, Preis 3,60 RM. ri.

## Volk und Führer

In der Reihe „Geist von Potsdam“ des Schlieffen-Verlags Berlin erschien als erster Band die deutsche Sonette „Volk und Führer“ von Siegfried von der Trenck. Dieser Dichter — oder ist er nicht eher ein Prophet? — ist wie wenige berufen, die große Idee des Führers und seine Mission dichterisch, d. h. innerlich zu gestalten. In wenigen Gedichten zeichnet er hier den wahren und tiefen Inhalt unserer Zeit — in Versen, die von ganz überragender Schönheit sind, die deutsches Leid und deutsches Hoffen und deutsche Erfüllung in klar empfindende Form gießen. Nichts Gekünsteltes gibt uns Trenck, nein, was er gibt, ist echt, ist rein, ist aus deutschem Herzen geboren. ri.

## Junge Holm

Das ist so recht eine Lektüre für die Ferien am Ostseestrande. Wer wird die pommersche Landschaft und ihre Menschen nicht lieb gewinnen, wenn ihm Ulrich Sanders feinsinnige Schilderung den Schlüssel zu ihnen gibt? Frisch und lebendig erzählt der Verfasser von einem Manne, dem es in seinem großstädtischen Beamtendasein zu eng wird, der ausbricht und in der Natur und bei den prächtigen Menschen der Küste sich und seine eigentliche Bestimmung findet. Auch die Frau, die zu ihm paßt, lernt er dort in der blonden Ostjüngerin Inge Holm kennen. Wie zart und doch wie gesund und natürlich wird die Entwicklung dieser Liebe zwischen dem Manne, den vier Jahre Front reif und ernst werden ließen, und dem eben aufblühenden Mädchen gemalt! Kein falscher Ton klingt in dem ganzen Buche. Zur echten Erlebnisfähigkeit und tiefe Vernurzelung in dieser Erde konnten diese Erzählung schaffen. Sie erschien im Verlag W. G. Korn, Breslau. mo.

## Reichshandbuch der Deutschen Fremdenverkehrsorte

Das oben genannte Buch wurde vom Bund Deutscher Fremdenverkehrsverbände und Bäder herausgegeben. Es ist schlechthin das Nachschlagewerk des Fremdenverkehrs. Alle Fragen, die beim Antritt der Reise auftauchen, werden hier beantwortet: nicht nur von der geographischen, sondern besonders auch von der medizinischen Seite. Gute Bilder, übersichtliche Schemakarten unterstützen die absolute Zuverlässigkeit des Inhalts, der von verantwortungsbewußten Führern der Heilwissenschaft und von Organisatoren der Verbände geschrieben wurde. ri.

## Deutsche Volkstänze

In der Sammlung „Deutsche Volkstänze“ (Bärenreiterverlag, Kassel) erschienen nacheinander Hefte mit Tänzen aller deutscher Gauen. In dem jetzt herausgekommenen Heft pommerischer Tänze gibt W. Schulz mit einer Auswahl von 17 Volkstänzen einen Ueberblick über das Wesen des pommerischen Tanzes; und wir können sagen, daß Pommer durch diese Veröffentlichung sehr gut in der Sammlung vertreten ist. Mit großem Geschick sind von den verschiedensten Tanzformen wertvolle Beispiele zusammen gestellt: Singtänze, Rundtänze, „kleine Bunte“ und die großen Quadrillen folgen in bunter Reihe. Besonders beachtlich ist es, daß es dem Verfasser gelungen ist, ein zusammenfassendes Heft über den pommerischen Volkstanz ohne Uebernahme von Tänzen aus seinen fünf bereits veröffentlichten Sammlungen zu schaffen. Dadurch erreicht das Heft einen zweiten Zweck: Es liefert eine Menge weiteren Materials für die praktische Volkstanzpflege. — Die Beschreibung der Tanzfiguren erfolgt in kürzester und klarer Form. Die vortrefflichen einleitenden Bemerkungen führen uns weitgehend in Geschichte, Wesen und Bedeutung der Tänze ein. Der Preis beträgt nur 1,40 RM.

Dr. Kittler.

## Soldatendeutsch

Ein lustiges Wörterbuch. In schier unerschöpflicher Fülle bringt Haupt-Heydemark, der sich schon um die Sammlung von Soldatenliedern verdient gemacht hat, den einzigartigen Wortschatz der Kaserne und der Front. Jeder gediente Soldat wird seine helle Freude an den launigen Deutungen vieler Kommissbegriffe haben, denen humorvolle Zeichnungen beigegeben sind. Darüber hinaus ist das Werk in seiner anschaulichen Erklärung soldatischer Begriffe und Dinge ein nicht zu unterschätzendes Lehrbuch für die Jugend, die doch nun einmal ein nie erlahmendes Interesse an der Militärzeit ihrer Väter hat. (Freiheitsverlag, Berlin, Preis 4,80 RM.)

mo.

## Eroica. Ein Fliegerroman

Das Abenteuer eines Ozeanfluges hat drei Menschen, zwei Männer und eine Frau zusammengeführt. Wegen Benzinmangels müssen sie auf offenem Meere notlanden und treiben zwei Tage und zwei Nächte hilflos auf dem Flugzeugwrack umher. Im Angesicht des Todes fallen die Schranken der Konvention, Hunger und Durst, Angst und Suversicht, Liebe, Eiferucht und Kameradschaft werfen die drei durcheinander, bis endlich das rettende Schiff sie aufnimmt. Das Erlebnis des Fliegens und die qualvollen Stunden des Treibens bis zum Gerettetwerden schildert Richard Schwein mit solcher Eindringlichkeit, daß das ganze Buch zu einer recht spannenden Lektüre wird. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.)

mo.

## Ein Mann lernt fliegen

Ein eigenartiges Buch, das so recht und in klarer ungekünstelter Sprache zur Seele der deutschen Fliegerei hinführt. Hier hat Heinrich Hauser — Seemann, Bergarbeiter, Kammereremann und Dichter — festgehalten, wie er mit 31 Jahren zur Fliegerei kam, und was er dabei sah und hörte, fühlte und wagte. Wir erleben die Erfüllung seines Jugendtraumes: erdenfrei durch die Lüfte zu schweben, aus dem vollen Reichtum des eigenen Erlebnisses heraus. Jeder deutsche Junge wird sich an diesen warmherzigen Aufzeichnungen begeistern können. Das Buch erschien im S. Fischer Verlag, Berlin.

ri.

## Flug in die Hölle

Wir kennen die mannigfachen Abenteuer, die Hans Vertram auf seinem Flug nach Australien erlebte, teilweise bereits aus der Presse: wie er durch 53 Tage in der Hölle des australischen Busches Hunger, Durst und alle Schrecken der Einsamkeit zu erleiden hatte. „Flug in die Hölle“ nennt Vertram sein Buch, in dem er das Schicksal seiner Expedition schildert. In unerhörter Spannung wird der Leser mitgerissen, schaut er fremde Länder und Erdteile und erlebt

er die Schreckenstage nach der Notlandung. Wille und Glaube sprechen aus diesem Buch, das mit seiner reichen und guten Bebilderung vor allem der heranwachsenden Jugend zu empfehlen ist. Es erschien im Drei Masken Verlag, Berlin — Preis 2,85 RM.

ri.

## „Kriegsfahrten Deutscher Handelsschiffe“

von Kapitän Carl Herbert. Mit einem Vorwort vom Chef der Marineleitung, Admiral Dr. h. c. Raeder. Hamburg 1934. Verlagsbuchhandlung Broschek & Co. In Glanzleinen gebunden 4,— RM.

Erstmalig erscheint damit auf dem Büchermarkt ein Werk, das in gemeinverständlicher Form über die „Kriegsfahrten Deutscher Handelsschiffe“ während des Weltkrieges berichtet. Die deutschen Handelsschiffe und ihre unerschrockenen, tapferen Besatzungen haben, oft auf äußerstem Vorposten kämpfend, und allein auf sich angewiesen, Hervorragendes geleistet. Durch diese Hilfskreuzer, Sperrbrecher, Begleitschiffe der Auslandskreuzer, Truppentransporter, Minenleger, Vorpostenschiffe, U-Boot-Fallen, Erztransporterschiffe usw. ist es uns erst ermöglicht worden, einer Welt von Feinden vier lange Jahre hartnäckigsten Widerstand zu leisten.

Die Namen „Möwe“, „Wolf“, „Kronprinz Wilhelm“, „Prinz Eitel Friedrich“ und viele andere leuchten auf und wir erfahren von tollkühnen Fahrten und Unternehmungen, von denen manches stolze Schiff nicht zurückkehrte.

Endlich wird hier eine Dankeschuld gegenüber diesen deutschen Kämpfern an leider viel zu schnell vergessenen Fronten eingelöst. Viele Heldentaten werden der Vergangenheit entrissen. Es entsteht vor dem Leser ein umfassendes Bild der Leistungen der deutschen Handelsschiffe.

Reiches, zum Teil seltenes und bisher unbekanntes Bildmaterial und Kartenskizzen aus amtlichen Quellen und Privatbesitz bilden eine wertvolle Ergänzung zu diesem Buch, das in keiner wahrhaft deutschen Sammlung von Kriegsbüchern fehlen darf.

## Garten als Zauberschlüssel

Karl Foerster — sein Name ist das Programmwort neuer Gartenentwicklung geworden — hat hier eine Art Summa seiner Garten- und Naturgedanken zusammengestellt, ein Stundenbuch der Pflanzenfreundschaft und Naturandacht in Garten und Landschaft. (Verlag Rowohlt, Berlin.) Es ist ein Entdeckerbuch, das neue Funken zwischen Himmel und Erde überspringen läßt, weil es dem Himmel einen neuen Pol nähert: nämlich das Gartenwesen von heut und morgen. Es vermittelt ungeahnten Reichtum an Farben, Begriffen und Gestalten und wird Lehrmeister neuen Hoffens, die verschönerten Staaten Europas durch die Erschließung ihrer Pflanzenmöglichkeiten aufzubauen. Vielen Menschen in Stadt und Land wird dieses Buch eine Quelle der Beruhigung und Ermutigung werden.

mo.

## Der praktische Schreibtischberater

Dieses Buch von J. Meister ist die Brücke über viele Schwierigkeiten im privaten wie im geschäftlichen Leben (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Leinen 3,— RM). Was bei der Aufgabe oder beim Widerruf von Bestellungen zu beachten ist, wie man Erkundigungen einholen und Auskünfte erteilen soll, wie Rechenvorläufe benützt werden und was man für den Scheck- und Wechselverkehr wissen muß, darüber erteilt „Der praktische Schreibtischberater“ knapp, klar und verständlich Auskunft. Er trägt seinen Namen als vielseitiger zuverlässiger Ratgeber für alle Fragen des schriftlichen Verkehrs mit Recht. Denn er jagt u. a. genau, wie ein gutes Bewerbungsschreiben aussehen muß, wie Eingaben an Behörden verfaßt werden; er berät in wichtigen Familien- und Rechtsfragen, bei der Aufstellung eines Familienstammbaums, der Abfassung eines Ehevertrags und eines Testaments, gibt wichtige Winke in Vormundschaftsachen wie in allen Versicherungsangelegenheiten und vergißt auch das Erb- und Mietrecht nicht. „Der praktische Schreibtischberater“ ist somit ein Buch aus dem Leben für das Leben, seine Anschaffung ist für jedermann lohnend.

ud.

## Die ostpreussische Landwirtschaft

Ihre Entwicklung seit der Vorkriegszeit und ihre heutige Lage. Von Dr. phil. Christian Krull, Privatdozent an der Universität Königsberg. („Schriften des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft an der Universität Königsberg“, herausgegeben von Dr. Wilhelm Bleugels, o. Professor der Staatswissenschaften. Neue Folge, vierter Band.) Gr. 8°, VIII und 120 Seiten. Geheftet 4,80 RM. Im Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 und Königsberg (Pr.).

Die Zukunft Ostpreußens, unlösbar verbunden mit ihrer Landwirtschaft, ist eine Schicksalsfrage für das Reich.

Besonderer Nachdruck wurde auf eine Darstellung der Entwicklung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in Ostpreußen seit der Vorkriegszeit gelegt. So entstand ein treffendes Bild von der Gestaltung der Grundbesitzverteilung, der Besitzverhältnisse, der landwirtschaftlichen Bevölkerung und Arbeiterfrage, wie der Verkehrs-, Absatz- und Preisverhältnisse. Betrieb und Organisation der ostpreussischen Landwirtschaft werden in der Entwicklung von Acker-, Pflanzenbau und Viehhaltung in ihren wichtigsten Zweigen geschildert, und das Bild der gegenwärtigen Lage wird abgerundet durch eine Darstellung der wesentlichsten Maßnahmen der Selbsthilfe und der Staatshilfe zur Förderung der Landwirtschaft wie ihrer Betriebsergebnisse und gegen die Verschuldung.

Für jeden, der sich mit den Fragen der Landwirtschaft auseinanderzusetzen hat, ist die Schrift die wichtigste Zusammenstellung aller, sonst weit verstreuten und schwer zugänglichen, zum Teil erstmalig publizierten Unterlagen: ein langentbehrtes Kompendium der ostpreussischen Landwirtschaft, das geeignet ist, auch den maßgebenden amtlichen Stellen die notwendige Orientierung zu geben.

# RÄTSEL

## Silbenrätsel

Aus den 51 Silben:

an — an — boot — der — dolf — e — ei — ei — en — en — en — en — flu — feu — ger — gramm — in — le — lo — lu — met — na — nach — pe — ren — rew — ri — ros — ru — sche — schnitt — se — se — ser — stoff — tas — te — ten — ter — tha — ti — tow — trep — un — was — wi — za — ze — zi — zi — zim sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben (erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, sch und ch = 1 Buchstabe) einen Erntespruch ergeben.

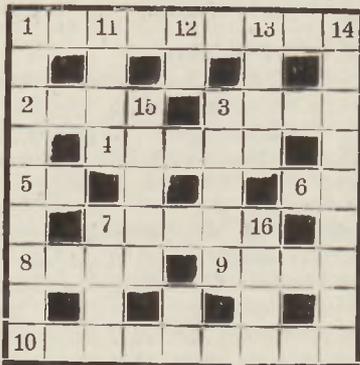
Bedeutung der Wörter:

1. chem. Grundstoff, 2. Kletterpflanze, 3. weibl. Vorname, 4. Teil der Uhr, 5. Geschirr, 6. Sportgerät, 7. Gebirgspflanze, 8. Oper von Verdi, 9. Fluß in Polen, 10. Drahtnachricht, 11. Eierprodukt, 12. Gewürz, 13. Stadt in Thüringen, 14. Ansteckende Krankheit, 15. Stadt in Pommern, 16. Wildart, 17. männl. Vorname, 18. exotisches Tier.

## Schlechtes Wetter

Der „Einszweidrei“ im trauten Zimmer  
Dämpft angenehm den „Einszwei“-Schimmer,  
Dabei vergift man ganz und gar,  
Wie schlecht ohn’ „Drei“ es draußen war.

## Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Zeitpunkt im Jahre. — 2. Gemauerter Wasserbehälter, Kriegsgerät. — 3. Gebetschluß. — 4. Erscheinung beim Schlafen. — 5. Nahrungsmittel. — 6. Ausruf. — 7. Männlicher Name. — 8. Dritter Ton in der Folge der Töne. — 9. Blume. — 10. Land im Norden.

Senkrecht: 1. Besonderer Tag im Jahr. — 3. Verfasser. — 7. Männlicher Name. — 11. Münze. — 12. Deutsches Flächenmaß. — 13. Tier. — 14. Tag in der Woche. — 15. Spende. — 16. Drama Ibsens. — 17. Verhältniswort.

## Stedbrief

Gesucht wird ein Mann, der sich die folgenden Namen zugelegt hat:

1. Achim Nedersend,
2. Eugen Rini,
3. Reimar Rostelke,
4. Erik Vorknadt.

Es ist erwiesen, daß der Betrüger seine Namen jeweils aus den Berufen bildet, die er zu bekleiden angibt. Die Anfangsbuchstaben der Berufe ergeben aber das, was der gesuchte Mann wirklich ist.

## Auflösung der Rätsel aus dem Juli-Fest.

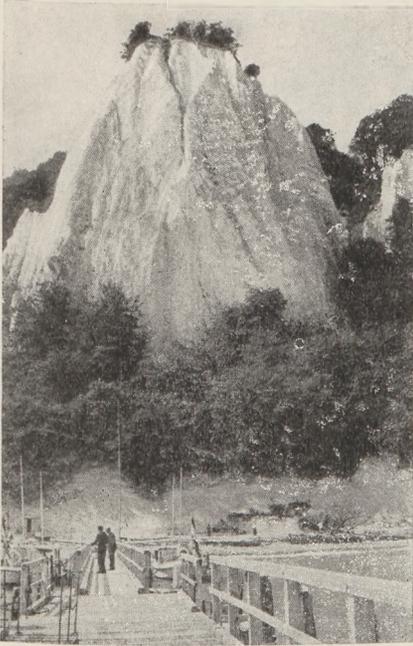
### Rösselsprung

Wer unermüdet nach dem Höchsten strebt,  
Nur für das Schöne, für das Edle lebt —  
Wer tief in sich noch Ideale hegt,  
Den Sinn für Poesie und Weisheit pflegt  
Wer im Genuße selbst bleibt wahr und rein  
Und nie vergißt, sich selbst getreu zu sein:  
Dem wird zum Lohne seines Strebens  
Ein höh'rer, reinerer Genuß des Lebens.

### Kreuzworträtsel.



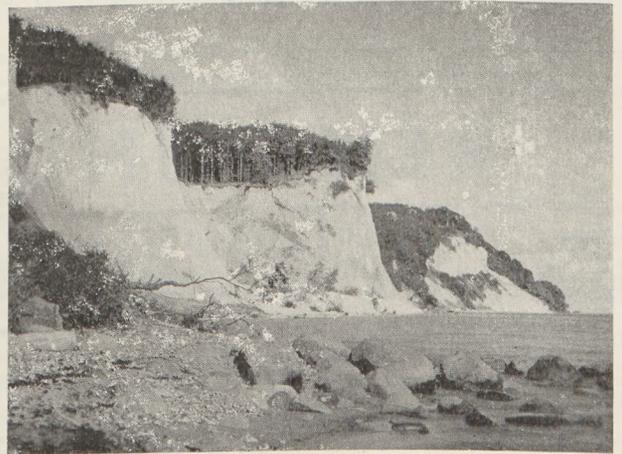
Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, sämtlich Stettin - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. Auflage 10000.



# Ostseebad Saßnitz

Der herrliche Meereskurort  
an der Kreideküste Rügens  
von jahrhundertealten Buchenwäldungen umgeben

## erwartet Sie



**Verlangen Sie Prospekte durch die Kurverwaltung**

### Villa Gössel

Bes.: Konrad Seelow  
Luisenallee 1

in nächster Nähe von Wald und Kurplatz. Hohe Zimmer, gute Betten, elektrisch Licht und erstklassige Küche. Warme Bäder im Hause. Parkähnlicher Garten führt direkt zum Strand.

### Villa Meereswelle

Besitzer: F. Schmidt - Stiftstraße 5 - Fernruf Nr. 282

Altrenommiertes Pensionshaus in unmittelbarer Nähe von Hafen und Bahn. Gut eingerichtete Zimmer mit Balkon und Veranden. Herrliche, meilenweite Seesaussicht. Gute Betten. Logis mit und ohne Pension. Solide Preise.

### Haus Aegir, Privatpension

Seestraße 11 Saßnitz (Rügen) Fernruf 305

Skandinavisk talas

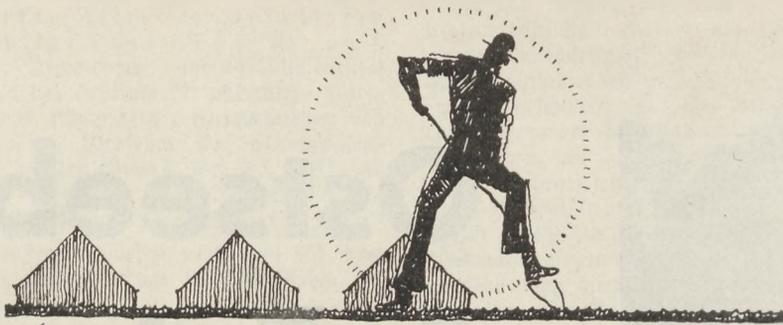
Hübsche sonnige Zimmer  
Auf hohem Ufer oberhalb der Stettiner Dampferanlage  
Unterkunft mit und ohne Verpflegung  
Seeblick, Garten mit eigenem Aufstieg  
Am Hafen und Strand — von  
Eisenbahnen bevorzugtes Haus, weil  
Gut und billig. Logis von 1,25 RM. an  
In der Nähe der Bahnhöfe und Fährschiffe  
Reichliche, gute bürgerliche Kost

Pension einschl. Zimmer à Person 4,00 bis 5,00 RM.

Bad. Fieß. Wasser. Sonnige Liege-Terrassen. Seesaussicht

### Im Strandkorb

liest man „Das Bollwerk“



## POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN                      STETTIN                      STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Instrumente der nationalsozialistischen Regierung zur Durchführung des von ihr als richtig anerkannten Siedlungsprogramms.

Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, die deutschen Volksgenossen durch Schaffung von Eigenheimen auf heimischem Grund und Boden wieder mit der Scholle zu verbinden.

Das wirksamste Mittel hierbei ist die vorstädtische Kleinsiedlung (Dorfrandsiedlung, nebenberufliche Siedlung). Durch Übernahme der Trägerschaft und Betreuung ermöglicht die Heimstätte die Durchführung.

Die Arbeitsschlacht erfordert intensivste Arbeit und Beschleunigung. Daher wenden sich Gemeinden und private Siedlungsinteressenten an ihre provinzielle Treuhandstelle, die

P O M M E R S C H E   H E I M S T Ä T T E

## REISE UND ERHOLUNG

Norden                      Insel Sylt

**„In der Sonne“**

(Inh. Magdalene Greiner)  
Das preiswerte Erholungshaus im Zeichen der Zeit

Geöffnet von Mai bis Dezember  
Zentralheizung — Warme Seebäder  
für skrofulöse Kinder im Hause

**HAMPELBAUDE** im Riesengebirge

Herrlich gelegener Höhenkurort in unmittelbarer Nähe des Hochwaldes in freier Lage u. schönstem Talblick, 1260 Meter ü. M. Ausführliche Prospekte durch **Hampelbaude, Brückenberg**, Besitzer Otto Krauß

**Bevorzugt deutsche Bäder!**

**Sturmeck a.d. Hitlerhöhe**

500 Meter. ALLRODE IM HARZ

Walderholungs- u. Fremdenheim. Pension 3,50 u. 4.— RM. Kurmittel, Ia Verpflegung, Bergluft, Waldesruhe. Keine Nebenkosten. Prospekt frei.

## ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

**Bopparda. Rh.** Mainzer Str. 24  
Haushalt.-Pens. Geschw. Müller  
Gute Ausbildung, mäßige Preise

**Buchführung** beginnt am 4. Okt. in Grefschwald  
Kaufmännische Privatschule

**Musikseminar zu Stettin**

Staatlich anerkannt

Vorbereitung für diestaatl. Privat-Musiklehrerprüfung

Leitung: **Marg. Kuck, E. Schlichting**

**Geschäftsstelle: Karlstraße 8 III**

**Paul-Gerhardt-Stift** Diakonissenmutterhaus Berlin N 65  
Müllerstr. 56—58

1. Kindergärtnerinnen- u. Hortnerinnenseminar mit staatl. Abschlussprüfung. Eintrittsbedingungen: Vollend. 17. Lebensjahr, Abschlusszeugnis einer Mittelschule oder eines Lyzeums, Nachweis hauswirtschaftlicher Kenntnisse. Aufnahme Ostern, Internat und Externat. Näheres im Prospekt.
2. Seminar-Vorkursus zur Vorbereitung auf die Mittelschulprüfung. Dauer 1 Jahr.
3. Haushaltungsschule, staatl. anerkannt, für junge Mädchen von 14 bis 18 Jahren. Aufnahme Ostern und Oktober. Lehrgang 1 Jahr. Näheres im Prospekt.
4. Haushaltungspflegerinnenseminar mit staatl. Abschlussprüfung. Eintrittsbedingung: 20. Lebensjahr. Aufnahme Ostern. Lehrgang 1 Jahr. Näheres im Prospekt.
5. Halbjähr. hausw. Sonderlehrgang für Abiturientinnen. Näheres im Prospekt.

**ALTHEIDE BAD**

Töchterheim zur Linde

Erziehung i. S. unseres Führers  
Herzlich frohes Familienleben  
Kurgebrauch / Erholung  
Prosp. durch Frau Dir. Weber



**Ein echter  
Deutscher Junge**

hat ein Sparbuch! Er weiß, daß 10 mal 10 Pf. erspart eine Mark ergeben und daß jede Mark, die er zu uns bringt, sein späteres Vorwärtskommen erleichtert und der deutschen Wirtschaft nützt.

## **Städtische Sparkasse zu Stettin**

**Nebenstellen:**

**Magazinstraße Nr. 1**

Moltkestr. 12 — Am Bollwerk 12-14 — Falkenwalder Str. 189 — Gießereistr. 23 a — Hohenzollernstr. 9 — Kreckower Str. 69 — Pölitzer Str. 58 — Nebenstelle Schlachthof, Am Dunzig 1-8

# **Ein einfaches Rechenexempel**

gibt Ihnen der neue Tarif für vollelektrische Haushalte auf: **7 Pfennig** die Kilowattstunde für Licht, Radio, Kochen und alle übrigen Verwendungszwecke. Keine Zählergebühren und Sperrzeiten! Nur eine Grundgebühr nach Zahl und Größe der Zimmer.

## **Die Lösung**

bringt Ihnen ein Vergleich mit Ihren bisherigen Stromrechnungen. Sie werden nämlich überrascht sein von der Feststellung bedeutender Einsparungen infolge des verbilligten Lichtstrombezuges, die Sie schon für die Anschaffung einer elektrischen Küche verwenden können. Durch unser Mietsystem wird Ihnen dies außerordentlich erleichtert, so daß Sie den noch verbleibenden Restbetrag nicht mehr als fühlbare Belastung empfinden.

Mit näheren Auskünften steht Ihnen die

# **ELEKTROSCHAU, STETTIN**

Schulzenstraße 21, Hof I, gern unverbindlich zur Verfügung.

# Werbung schafft Arbeit für alle



Richtige Werbung machen nur Fachleute

Werbefachleute weist nach: Die

**NSRDW**

Reichsfachschaft  
Deutscher Werbefachleute  
Ortsgruppe Stettin  
Geschäftsstelle Lindenstr. 3  
Ruf 338 78

## Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt  
öffentlichen  
Rechts

Zweig-Institut der Pommer-  
schen Landschaft  
Amtliche Hinterlegungsstelle  
für Mündelvermögen



**STETTIN**  
Paradeplatz Nr. 40  
Fernspr.-Sammel-Nr. 254 21  
Postsch.-Kto. Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen  
Geschäfte

Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem  
Verschluß des Mieters

## F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

**STETTIN**

GROSSE DOMSTR. 6-9  
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



**HESSENLANDDRUCKE  
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN**

## Stettiner Oderwerke

Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, Stettin

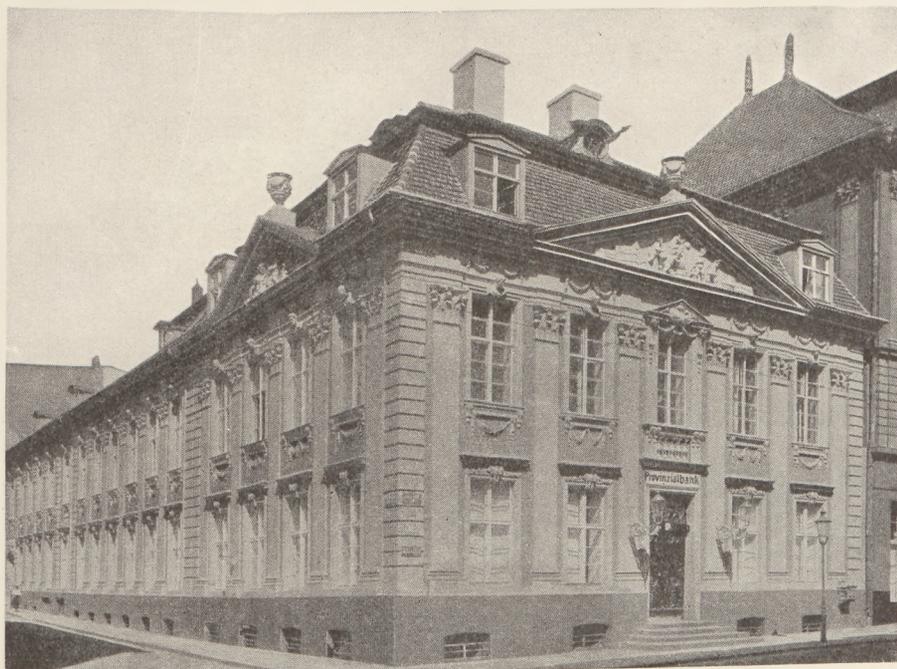
Fernsprech-Sammel-  
Nummer 256 51  
Nachts 260 80

Telegramm-Adresse:  
Oderwerke Stettin

empfehlen sich zur Lieferung von  
**Landdampfmaschinen und Dampfkesseln, Abhitzekeßeln,  
Behältern und Silos jeder Art und Größe. Grau- und Rotguß  
jeder Art und Größe. Spezialguß für chemische Fabriken usw.**

**Ferner Instandsetzungsarbeiten an obigen Teilen**

Fahrbare elektrische Schweißaggregate und Luftkompressoren



**Girozentrale**  
**Landesbank**

Hauptanstalt:  
**Stettin**  
Luisenstraße 13

# Provinzialbank Pommern

Zweiganstalten:

**Stolp i. Pom.**  
Kaufmannswall 6

**Stralsund**  
Alter Markt 4

Diskontierung von Warenwechselln  
Ankauf von Steuergutscheinen  
und Zinsvergütungsscheinen  
Annahme und Verzinsung von  
Kontokorrent- und Depositeneinlagen  
Vermögens- und Depotverwaltung  
An- und Verkauf von Wertpapieren  
Ausstellung von Reisekreditbriefen (ROB)  
nach allen Orten  
Finanzierung von Eigenheim-Bauten durch die  
„Öffentliche Pommersche Bausparkasse“

**Gewährung von Krediten zur Arbeitsbeschaffung**

# Gewitterzeit



bedeutet  
**erhöhte Brandgefahr!**

---

**Verhütet Brände durch Anlage  
einwandfreier Blitzableiter!**

---

**Versichert ausreichend**

# **Pommersche Feuersozietät**

**STETTIN**

**Pölitzer Str. 1**

**Fernruf Nr. 25441**

**Auskunft und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungs-Kommissare**